

3yt
sche



Taras Schewtschenko
Der
Künstler



ТАРАС ШЕВЧЕНКО

ХУДОЖНИК



**Государственное издательство нацменьшинств УССР
Киев — 1939**

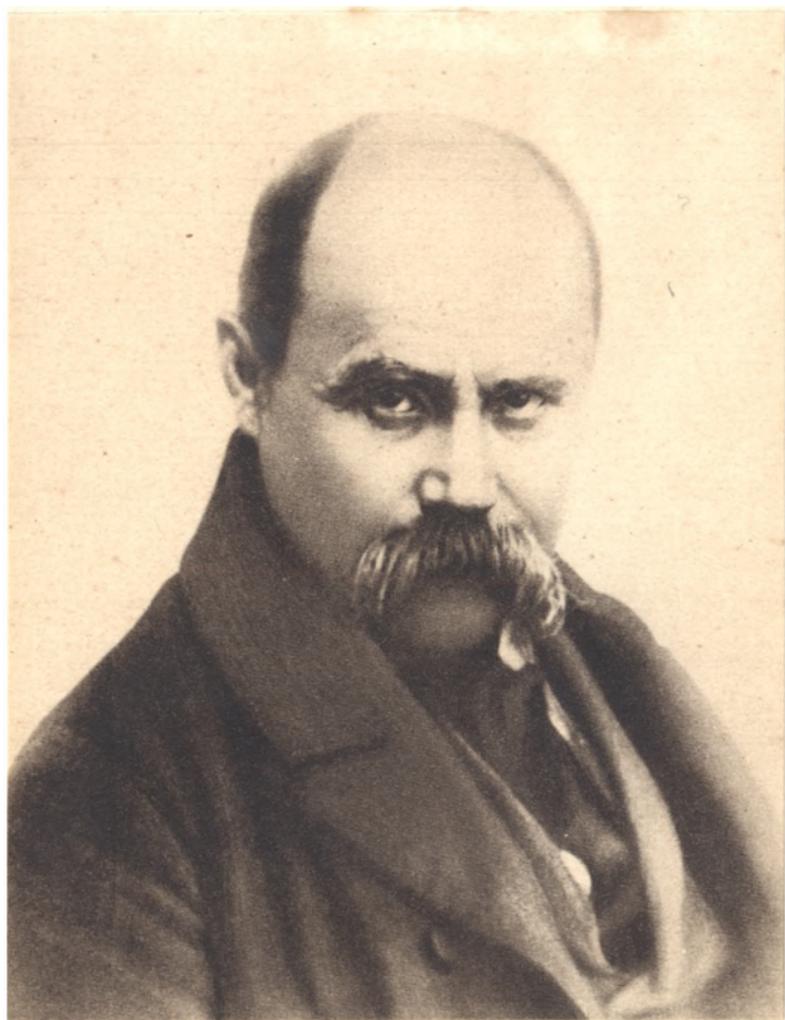
TARAS SCHEWTSCHENKO

DER KÜNSTLER

Aus dem Russischen



Staatsverlag der nationalen Minderheiten der USSR
Kiew — 1939





Der große Thorwaldsen begann seine glänzende Künstlerlaufbahn damit, daß er für die stumpfschnäbligen kopenhagener Schiffe Verzierungen und fischschwänzige Tritonen schnitzte. So begann auch mein Held seine wohl weniger glänzende, aber nicht minder künstlerische Laufbahn damit, daß er auf dem Reibstein Ocker und Mennige zerrieb und Fußböden, Dächer und Zäune anstrich. Ein freudenarmer, hoffnungsloser Anfang! Aber seid ihr denn so zahlreich in der Welt, ihr glücklichen Genies, die ihr anders begonnen habt? Nur wenige solcher gibt es, sehr wenige! In Holland z. B., in seinem herrlichsten, goldenen Zeitalter, begannen und endigten Ostade, Berghem, Teniers und eine ganze Reihe anderer vorzüglicher Künstler, (Rubens und van Dyck ausgenommen), ihre große Künstlerlaufbahn in Lumpen. Aber es wäre ungerecht, bloß auf das kaufmännische Holland hinzuweisen. Man lese nur in Vasari nach, und man wird ähnliches, wenn nicht noch schlimmeres finden. Ich sage „schlimmeres“, weil dazumal selbst die Politik der Statthalter des

heiligen Petrus, einer glänzenden Dekoration bedurfte, um die Massen zu blenden und die ketzerische Lehre Wiclefs und Huß' zu verdunkeln, die bereits den unerschrockenen Augustiner Luther heranzubilden begann. Und damals, betone ich, als Julius II. und Leo X. es sich einfallen ließen, jedem ihnen in den Weg kommenden Maler und Baumeister Gold hinstreuen, — auch damals, in diesem goldenen Zeitalter, sind große Künstler, wie Zampieri und Corregio, Hungers gestorben. Solches kam leider nur allzu oft vor, und immer und überall dort, wo die göttliche lebenspendende Kunst sich nur offenbarte; solches kommt auch heute, in unserem aufgeklärten neunzehnten Jahrhundert vor, dem Jahrhundert der Menschenliebe und alles dessen, was den Menschen zum Wohl gereicht, trotz aller seiner Möglichkeiten die Opfer, „Die geweiht der Rachegöttin“, vor dem Unheil zu bewahren.

Warum nun, frage ich, wird diesen verkörperten Engeln, diesen Repräsentanten der lebendigen Tugend auf Erden, ein so trauriges, so bitteres Schicksal zuteil? Wohl deshalb, weil sie eben Engel in Menschengestalt sind.

Doch diese Erwägungen führen nur dazu, den Leser von der Begebenheit abzulenken, die ich ihm hier ohne alle Umschweife vor Augen führen will.

Die Sommernächte in Petersburg brachte ich fast immer auf der Straße zu, oder irgendwo auf den Inseln, am häufigsten aber am Akademie-Ufer.

Besonders gefiel mir dieser Ort, wenn die Neva, ruhig und wie ein mächtiger Spiegel, den großartigen Säulengang des Rumianzew-Museums mit allen seinen Einzelheiten, die Ecke des Senatsgebäudes

und die roten Vorhänge im Hause der Gräfin Laval widerspiegelte. Während der langen Winternächte war das Haus innen erleuchtet, und die roten Vorhänge brannten wie Feuer auf dem dunklen Grunde. Mich aber ärgerte es immer, daß die Newa in Eis und Schnee gefesselt war, und daß dadurch die Dekoration ihren eigentlichen Effekt verlor.

Im Sommer liebte ich auch, auf der Troitzkij-Brücke den Sonnenaufgang zu begrüßen. Ein wunderbares, großartiges Bild! In einem jeden echten Kunstwerk liegt etwas Bezauberndes, etwas noch Schöneres, als in der Natur selbst: — es ist, dies nichts anderes als die erhabene Seele des Künstlers, die göttliche Schöpferkraft. Dagegen gibt es auch in der Natur solch wunderbare Erscheinungen, vor denen der Dichter - Künstler nur andächtig sein Knie beugt und Gott für die köstlichen Augenblicke dankt, die seine Seele bezaubern.

Ich ergötzte mich oft an Schtschedrins Landschaften; am meisten zog mich das kleine Bild „Portici vor Sonnenuntergang“ an. Ein zauberhaftes Gemälde! Aber nie bezauberte es mich so, wie die Aussicht von der Troitzkij-Brücke nach Wiborg hin, vor Sonnenaufgang.

Einmal nun, nachdem ich mich an diesem, nicht von Menschenhand geschaffenen Bild zur Genüge ergötzt hatte, ging ich in den Sommergarten, um auszuruhen. Ich hielt mich, so oft ich auch in den Garten kam, niemals in einer seiner mit Marmorstatuen geschmückten Alleen auf: sie machten den unangenehmsten Eindruck auf mich. Besonders der mißgestaltete Saturn, der sein ebenso mißgestaltetes Kind auffrißt. Ich wich diesen mißglückten Göttern und Göttinnen stets aus, setzte mich, um auszuru-

hen, an das Seeufer und ergötzte mich dort an der wunderschönen Granitvase und der großartigen Architektur des Michaels-Palastes.

Als ich mich der Stelle näherte, wo eine Nebenallee die Hauptallee kreuzt, und wo der von Göttern und Göttinnen umgebene Saturn sein Kind aufrißt, wäre ich beinahe über einen lebendigen Menschen in einem schmutzigen, baumwollenen Chalat gestolpert; er saß dem Saturn gerade gegenüber auf einem Eimer.

Ich blieb stehen. Es war ein etwa 14- oder 15jähriger Bursche. Er sah sich um und suchte etwas in seiner Brusttasche zu verbergen. Ich trat näher und fragte ihn, was er hier mache.

— Nichts,—antwortete er verschämt,—ich gehe eben zur Arbeit; so kam ich unterwegs in den Garten.—Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu:—Ich zeichnete.

— Nur her damit,—sagte ich ihm,—zeig, was du da zeichnest.

Er zog einen Bogen graues Papier aus seiner Brusttasche und reichte ihn mir zögernd. Auf dem Papier war ein ziemlich erkennbarer Umriß des Saturn.

Lange hielt ich diese Zeichnung in der Hand und ergötzte mich an dem schmutzigen Gesicht ihres Verfertigers. In seinem unregelmäßigen, mageren Antlitz lag etwas Anziehendes, besonders in den Augen, die klug und sanft waren wie die eines Mädchens.

— Kommst du öfters hierher um zu zeichnen?—fragte ich ihn.

— Jeden Sonntag, — antwortete er, — und wenn

wir irgendwo in der Nähe arbeiten, dann auch an Werktagen.

— Du bist Malerlehrling?

— Ja. Aber auch zeichnen lerne ich, — setzte er hinzu.

— Bei wem bist du denn in der Lehre?

— Beim Zimmermaler Schirajew.

Ich wollte ihn noch eingehender ausfragen, aber er nahm den Eimer mit gelber Farbe in die eine, die große, schon abgeriebene, gleichfalls gelbe Malbürste in die andere Hand und wollte gehen.

— Wohin so eilig?

— Zur Arbeit. Ohnehin habe ich mich schon verspätet; wenn der Meister unterdessen kommt, so wird er mich's gehörig fühlen lassen.

— Komm Sonntag früh zu mir, und wenn du noch irgendwelche selbstverfertigte Zeichnungen hast, so bring sie mir zur Ansicht mit.

— Gut, ich werde kommen; aber wo wohnen Sie denn?

Ich schrieb ihm meine Adresse auf seine Zeichnung und wir trennten uns.

Am Sonntagmorgen kehrte ich in aller Frühe von einer nächtlichen Wanderung zurück und fand meinen neuen Bekannten bereits vor der Tür meiner Wohnung. Er hatte seinen schmutzigen, baumwollenen Chalat nicht mehr an, sondern etwas, was einem zimmtfarbigen Rock ähnlich sah; in den Händen hielt er eine umfangreiche Papierrolle. Ich grüßte ihn und gab ihm die Hand. Er ergriff sie hastig und wollte sie küssen. Ich zog sie zurück; mich verwirrte seine sklavische Unterwürfigkeit. Ich trat

schweigend ins Zimmer, er aber blieb auf dem Gang zurück. Ich legte den Rock ab, nahm meine Bluse, zündete mir eine Zigarre an, doch noch immer kam der Bursche nicht. Ich ging auf den Gang hinaus. Keine Spur von meinem Freund, wie wenn er überhaupt nie dagewesen wäre. Ich stieg die Treppen hinab, fragte den Hausmeister, ob er nicht einen Burschen gesehen hätte?—„Ich sah einen“, sagte dieser, „mit einer Papierrolle in der Hand, er lief auf die Straße hinaus.“ Ich stürzte nun auf die Straße—keine Spur von ihm. Ich wurde traurig, als ob ich etwas mir sehr Teures verloren hätte. Sehnsuchtsvoll erwartete ich den nächsten Sonntag, und konnte mir gar nicht erklären, weshalb mein Freund so plötzlich davongelaufen war.

Am Sonntag nun, um 2 Uhr nachts, ging ich auf die Troitzkij-Brücke, sah mich am Sonnenaufgang satt und schlenderte dann durch den Sommergarten. Ich durchlief alle Alleen; mein Freund war nirgends zu sehen. Ich wollte schon nach Hause zurückkehren, als mir der Apollo von Belvedere einfiel, vielmehr die Karikatur dieses Gottes, die einsam am Ufer der Mojka steht. Ich eilte also dorthin, und richtig, mein Freund war dort.

Als er mich erblickte, hörte er zu zeichnen auf und errötete bis über die Ohren, wie ein beim Naschen ertapptes Kind. Ich faßte ihn bei der Hand; sie zitterte. Ich führte ihn, gleich einem Verbrecher, in den Pavillon, und befahl im Vorbeigehen einem noch halbschlafenden Kellner uns Tee zu bringen.

Ich hätschelte meinen Freund, so gut ich es verstand, und als er sich ein wenig beruhigt hatte, fragte ich ihn, weshalb er aus dem Korridor verschwunden wäre.

— Sie wurden doch böse auf mich, und da bekam ich Furcht,—antwortete er.

— Mir fiel gar nicht ein, auf dich böse zu werden; mir mißfiel nur deine Unterwürfigkeit. Nur Hunde lecken die Hände, die Menschen sollen es nicht tun.

Diese kräftigen Worte machten auf ihn einen solchen Eindruck, daß er wieder nach meiner Hand griff. Ich lachte hell auf; er wurde krebsrot und stand finster, schweigend, mit gesenktem Kopf vor mir.

Nachdem wir Tee getrunken hatten, trennten wir uns. Ich rief ihm zum Abschied noch zu, daß er unbedingt zu mir kommen müsse, sei es heute noch, sei es nächsten Sonntag.

Die glückliche Gabe, Menschen sofort zu erkennen, fehlt mir ganz und gar; dafür aber habe ich die unglückliche Neigung, mich mit Menschen schnell zu befreunden. Die unglückliche, sage ich, weil mir schnell geschlossene Freundschaften nur selten zum Wohle gereicht sind, besonders aber Freundschaften mit Einäugigen und Schieläugigen. Diese Ein- und Schieläugigen habe ich zur Genüge kennen gelernt. So oft mir auch beschieden war mit ihnen in Berührung zu kommen, niemals noch hatte ich Gelegenheit, auch nur einen einzigen anständigen Menschen unter ihnen zu finden. Nichts als Lumpengesindel; oder vielleicht ist dies eben mein Schicksal.

Kaum das dritte Mal hatte ich meinen neuen Bekannten gesehen — und schon war ich sein Freund und liebte ihn. Und wahrlich, in seinen Zügen lag etwas, das man unbedingt lieb gewinnen mußte. Sein auf den ersten Blick wenig schönes Gesicht wurde für mich von Stunde zu Stunde anziehender. Es

gibt nun einmal in der Welt solche glücklichen Gesichter.

Ich ging nun geradewegs nach Hause, um meinen Freund nicht allzulange auf dem Gang auf mich warten zu lassen. Richtig, als ich die Treppen hinaufkam, stand er bereits dort, — in ebendemselben zimmtfarbenen Rock. Er hatte sich gewaschen und frisiert. Er lachte.

— Bist du aber flink auf den Beinen! — sagte ich;—du bist gewiß schon in deiner Wohnung gewesen. Wie konntest du nur so schnell zurück sein?

— Ich beeilte mich,—sagte er,—um zu Hause zu sein, wenn der Meister aus der Messe kommt.

— Hast du, denn einen strengen Meister?—fragte ich ihn.

— Streng und...

— Böse, wolltest du sagen.

— Nein, nicht gerade böse, aber geizig. Er wird mich prügeln, aber insgeheim froh sein, daß ich mein Mittagessen verpaßte.

Wir traten ins Zimmer. Auf meiner Kommode stand eine Kopie des „Greises“ von Velasquez aus der Gemäldesammlung der Stroganow-Galerie. Mein kleiner Freund verschlang das Bild mit den Augen. Ich nahm ihm die Papierrolle aus der Hand, rollte sie auf und begann, sie durchzusehen. Da war alles, was den Sommergarten verunstaltet, von den gezierten, süß lächelnden Göttinnen bis zum häßlichen Thraklit und Heraklit; zuletzt ein paar Zeichnungen der Basreliefs, die den Fassadenschmuck einiger Häuser bilden; unter ihnen auch die Basreliefs der Amoretten, die das Haus des Architekten Montferant, an der Ecke des Moiki-Kais und der Fonarnygasse schmücken.

Was bei diesen mehr als schwachen Umrissen Eindruck auf mich machte, war ihre sprechende Ähnlichkeit mit den Originalen; besonders war dies bei den Umrissen des Thraklit und Heraklit der Fall. Sie waren charakteristischer als die Originale selbst, aber auch grotesker. Immerhin konnte man diese Zeichnungen nicht gleichgültig betrachten.

Im Herzen freute ich mich über diesen meinen Findling. Ich dachte damals noch gar nicht daran, was ich, unvermögend, wie ich war, mit diesem Diamanten im Schafpelz anfangen könne. Zwar schoß mir jene Frage damals schon durch den Kopf, aber sie tauchte gleich wieder in dem Sprichwort unter: „Gott ist nicht ohne Barmherzigkeit und der Kosak nicht ohne Glück.“

— Warum findet sich unter deinen Zeichnungen keine einzige, die schattiert ist?—fragte ich, indem ich ihm die Zeichnungen zurückgab.

— Ich zeichnete sie in aller Frühe vor Sonnenaufgang.

— Du sahst sie also nicht bei Tagesbeleuchtung?

— Ich ging auch bei Tag hin, um sie zu sehen, aber zeichnen konnte ich da nicht, weil zu viele Menschen vorbeigingen.

— Und was beabsichtigst du jetzt zu tun? Willst du bei mir zu Mittag bleiben oder nach Hause gehen?—Er schwieg einen Augenblick und sagte dann, ohne die Augen zu erheben, kaum vernehmbar:

— Ich möchte gern bei Ihnen bleiben, wenn Sie es erlauben.

— Was wirst du aber deinem Meister sagen?

— Ich werde ihm sagen, daß ich auf dem Dachboden geschlafen habe.

— Gut, gehen wir also essen.

Bei Frau Jurgens war, als wir hinkamen, noch keiner von den Gästen anwesend. Ich war dessen sehr froh, denn es wäre mir unangenehm gewesen, irgendeinem wohlgepflegten Beamtenengesicht zu begegnen, das meinen ganz und gar nicht salonfähigen Freund etwa mit einem stupiden Lächeln angeglotzt hätte.

Ich beabsichtigte nach dem Mittagessen mit ihm in die Kunstakademie zu gehen, um ihm den „Untergang von Pompeji“ zu zeigen. Doch überlegte ich, daß es besser sei nicht alles auf einmal zu tun und schlug ihm vor, entweder auf den Boulevard spazieren zu gehen, oder ein Buch zu lesen. Er wählte das letztere, und ich ließ ihn laut vorlesen, um ihn auch in dieser Hinsicht zu prüfen. Gleich bei der ersten Seite des vortrefflichen Romans „Nicolas Nickleby“ von Dickens schloß ich ein; jedoch hatte weder der Autor noch der Vorleser Schuld daran: ich war nach der durchwachten Nacht einfach müde.

Als ich endlich erwachte und ins Nebengemach trat, fiel mir mein sonst so unordentliches Atelier angenehm auf; nirgends waren Zigarrenstummel oder Tabakasche zu sehen, alles war aufgeräumt, der Raum gefegt, und sogar die Palette mit den eingetrockneten Farben, die an einem Nagel hing, war geputzt und glänzte wie ein Spiegel; der Urheber dieser Ordnung aber saß am Fenster und zeichnete die Maske der berühmten Thorwaldsenschen Modellsteherin Fortunata.

Dies alles machte mir Freude; diese Dienste

sprachen klar zu seinen Gunsten. Aber ich gab ihm, ich weiß selbst nicht warum, meine Zufriedenheit nicht zu erkennen; ich verbesserte nur seinen Entwurf, führte die Schatten aus, und wir gingen ins „Kapernaum“, um Tee zu trinken.

„Kapernaum“ ist nämlich das Restaurant „Berlin“, an der Ecke der sechsten Linie und der Akademie-Straße. Pimenow, sagt man, hätte es so getauft, noch zur Zeit seiner lustigen Studentenjahre. Beim Tee erzählte mir mein Freund seine Lebensgeschichte. Eine traurige, kummerreiche Geschichte! Er erzählte naiv und einfach, ohne einen Schatten der Klage oder des Vorwurfs. Ehe ich seine Beichte gehört hatte, waren mir immer wieder Gedanken gekommen, wie man seine Erziehung verbessern könnte; nach seiner Beichte aber schien mir jeder Gedanke sogar zwecklos zu sein: er war nämlich Leibeigener!

Diese traurige Enthüllung hatte mich dermaßen betäubt, daß ich jede Hoffnung auf eine Besserung seiner Lage aufgab. Wir saßen wenigstens eine halbe Stunde in Schweigen versunken. Aus dieser Betäubung weckte mich erst sein Weinen. Ich sah ihn an und fragte ihn, weshalb er weine?

— Es ist Ihnen gewiß peinlich, daß ich...

Er konnte nicht zu Ende reden und brach in Tränen aus. Ich überzeugte ihn, so gut ich konnte, daß dies nicht der Fall sei; und wir kehrten in meine Wohnung zurück.

Unterwegs begegneten wir dem alten Wenezianow. Wir grüßten einander; er betrachtete meinen Freund aufmerksam und fragte mit wohlwollendem Lächeln: „Ein zukünftiger Künstler etwa?“

Ich antwortete: „ja und nein.“ Er fragte mich

nach dem Grund. Ich erklärte ihm denselben flüsternd. Der Greis sann eine Weile nach, drückte mir dann kräftig die Hand und wir trennten uns.

Mir schien es, als ob Wenezianow mit seinem Blick und seinem Händedruck mich wegen meiner Hoffnungslosigkeit tadeln wollte. Ich faßte wieder Mut und als ich der vielen Künstler gedachte, die einst Wenezianows Schüler und Zöglinge waren, da war mir's, wie wenn ein Hoffnungsschimmer, wenn auch ein recht matter, vor mir aufleuchtete.

Als mein Schützling am Abend Abschied von mir nahm, bat er mich um irgendein Bild zum Abzeichnen. Ich besaß den soeben erschienenen Abdruck des „farnesischen Herkules“, eine Radierung Sljudshinskijs nach der Zeichnung von Sawjalow, und Lossenkos „Apollo“. Ich wickelte die Originale in Peterhofer Papier ein, legte auch einige italienische Bleistifte hinzu, zeigte ihm, wie er sie aufbewahren solle, damit sie nicht hart werden, und wir traten auf die Straße. Er ging nach Hause und ich zum alten Wenezianow.

Es gehört hier weder zur Sache noch gestattet es der Raum, von diesem menschenfreundlichen Künstler viel zu erzählen. Möge dies einer seiner zahlreichen Schüler tun, der vielleicht noch eingehender von all seinen großherzigen Taten auf dem Gebiete der Kunst unterrichtet ist.

Ich erzählte Wenezianow alles, was ich von meinem Findling wußte, und bat ihn mir zu raten, was nun anzufangen sei, um diese Sache zu einem günstigen Ende zu bringen. Denn er war sehr praktisch in solchen Dingen. Er machte mir keine Hoffnungen und gab mir nur den Rat, mit dem jetzigen Meister meines Freundes Bekanntschaft zu schließen

und so nach Möglichkeit sein hartes Los zu lindern.

Das tat ich denn auch. Ich wartete gar nicht den Sonntag ab, sondern ging gleich den nächsten Tag vor Sonnenaufgang in den Sommergarten. Aber ach, mein Freund war nicht dort. Am zweiten und dritten Tag erging es mir ebenso. Da beschloß ich abzuwarten, was mir der Sonntag bringen werde.

Sonntag früh stellte sich mein Freund bei mir ein, und auf meine Frage, warum er nicht im Sommergarten gewesen sei, erzählte er mir, daß sie mit der Arbeit im Großen Theater begonnen hätten, (damals arbeitete gerade Cavos daran, das Innere des Theaters umzugestalten), und es ihm deshalb jetzt unmöglich sei, den Sommergarten zu besuchen.

Auch diesen Sonntag verbrachten wir, ebenso wie den letzten, gemeinsam. Als wir abends von einander Abschied nahmen, fragte ich ihn nach dem Namen seines Meisters und um welche Zeit er bei der Arbeit sei.

Den nächsten Tag ging ich ins Große Theater, wo ich die Bekanntschaft des Meisters machte. Ich lobte ungemein seine Schablonen und die Zeichnungen an der Decke nach eigener Komposition, wodurch ich eine feste Grundlage zu unserer Bekanntschaft legte.

Der Herr meines Freundes war Zunftmeister der Malerei. Er hielt sich immer drei oder mehr schmutzige Kerle in baumwollenen Chalaten, die er seine Schüler nannte. Wenn es not tat, engagierte er auf Tage oder Monate noch ein bis zehn kostromaer Bauern als Maler und Glaser. Er war also, was Kunst und Geld anbelangt, sicher nicht der

geringste seiner Zunft. Außer den erwähnten materiellen Gütern, gewährte ich bei ihm an den Wänden noch einige Kupferstiche von Audran und Volpato, und auf der Kommode ein paar Bücher, unter anderem die „Reise des jüngeren Anacharsis“. Das ermutigte mich ein wenig. Aber ach, als ich nur entfernt auf die Verbesserung der Lage seiner „baumwollenen“ Lehrlinge hindeutete, wunderte ihn dieser kühne Gedanke sehr und er begann mir zu beweisen, daß die Verbesserung ihrer Lage zu nichts anderem, als zu ihrem eigenen Verderben führen würde.

Bei unserer ersten Unterhaltung wollte ich ihm nicht widersprechen, und ihn vom Gegenteil überzeugen, wäre auch unmöglich gewesen. Materiell eingestellte, rückständige Menschen, die ihre armselige Jugend in Schmutz und harten Prüfungen verbrachten, und sich dann auf irgendeine Weise in dieser Welt emporgearbeitet haben, glauben an keinerlei Theorie. Für sie gibt es keine anderen Wege, die zum Wohlstand führen, als jene, auf denen sie selber gewandelt sind, und oft gesellt sich zu diesen hartherzigen Ansichten noch die weit härtherzigere: „Mir hat man, seht ihr, den Kopf nicht gestreichelt, warum soll ich also streicheln?“

Es scheint, daß dem Meister der Malzunft diese antimenschliche Regung nicht fremd war. Trotzdem gelang es mir, nach einigem Zureden ihm die Erlaubnis abzugewinnen, daß mein Schützling mich an Feiertagen, und auch an Werktagen, an denen es keine Arbeit gab, wie z. B. im Winter, besuchen dürfe. Obzwar er einwilligte, hielt er es aber doch nur für eine Dummheit, die zu nichts anderem als

zum Verderben führen müsse. Und fast hatte er es erraten.

Sommer und Herbst vergingen, und der Winter kam. Die Arbeit im Großen Theater war beendet, das Theater eröffnet und die Zauberin Taglioni begann dort ihre Zauberkünste. Die Jugend verlor alle Beherrschung, die Alten rasten einfach. Nur die mürrischen Matronen und kapriziösen Löwinnen murrten hartnäckig und riefen in das Beifallsgebräuse „mauvais genre“, und die unnahbaren Puritanerinnen schrien einstimmig: „Unzucht, öffentliche Unzucht.“ Bei all dem aber versäumten diese Scheinheiligen und Heuchlerinnen keine einzige Vorstellung der Taglioni, und als die berühmte Künstlerin einwilligte, „Fürstin Trubeckoy“ zu werden, beweinten sie als erste den großen Verlust und verdamnten diese Frau eines Schrittes wegen, der ihnen selber trotz aller kosmetischen Künste im Leben nicht/ geglückt war.

Karl der Große (so nannte der verstorbene Wasili Andrejewitsch Shukowskij den ebenfalls schon verstorbenen Karl Pawlowitsch Brülöw) liebte die schönen Künste über alle Maßen, in welcher Form sie sich auch offenbarten; dem modernen Ballett gegenüber verhielt er sich jedoch fast gleichgültig, und wenn er zuweilen von ihm sprach, dann tat er dies in einer Art, als ob es sich um ein Zuckerspielzeug handelte. Zum Abschluß ihres Triumphzuges tanzte die Taglioni die Cachucha im Ballett „Chitana“. Und denselben Abend noch machte die Cachucha die Runde durch unser ganzes Palmyra. Am nächsten Tag herrschte sie bereits sowohl in den aristokratischen Prunksälen, wie auch in den

bescheidenen Quartieren der kolonnaer Beamten. Überall herrschte die Cachucha. Zu Hause und auf der Straße, in Arbeiterküchen und Restaurants, während des Mittagstisches und zum Abendessen,—mit einem Worte zu jeder Tageszeit und überall wütete die Cachucha. Ganz zu schweigen von den Abendveranstaltungen und Festgelagen, bei denen die Cachucha zu einer unumgänglichen Notwendigkeit wurde. Wenn es dabei wenigstens bloß die Jugend gewesen wäre,—meinetwegen: der Jugend und Schönheit steht so etwas immerhin zu Gesicht; aber auch ehrwürdige Hausmütter, und solide Familienväter sogar wurden von dieser Seuche angesteckt. Ein allgemeiner Veitstanz war es einfach, der als Cachucha sie alle ergriffen hatte. Väter und Mütter kamen bald auf den Einfall, ihre Kleinen, die kaum zu gehen anfangen, in ein Chitanen-Kostüm zu stecken. Die armen Kleinen, wieviel Tränen sie vergießen mußten;—und alles wegen dieser unglückseligen Cachucha. Der Effekt aber war dafür überwältigend; bis zur Spekulation getrieben wurde er. Wenn irgend ein Amphitryon keinen eigenen Knirps hatte, so verschaffte er sich eben als Schmuckstück für seine Abendgelage einen solchen Chitanen-Knirps.

Noch frisch vernimmt die Kunde man,
Allein es fehlt der Glaube.

In der Blütezeit der Cachucha-Manie besuchte mich einmal Karl der Große (er liebte es, seine Schüler zu besuchen), setzte sich auf mein kleines Sofa und schief ein. Schweigend und mit Wohlgefallen betrachtete ich seinen klugen Lockenkopf.

Nach einer Weile schlug er plötzlich die Augen auf, lächelte und sagte zu mir:

— Wissen Sie was?

— Nun?—fragte ich.

— Huber (der Übersetzer des „Faust“) versprach mir für heute eine Karte zur Chitana-Vorstellung. Lassen Sie uns hingehen.

— Gut, dann schicken Sie aber Ihren Lukian zu Huber, um ihm zu sagen, daß er zwei Karten besorge.

— Könnte dieser Bursche nicht hinlaufen? — sagte er, und zeigte auf meinen Schützling.

— Recht gern sogar; schreiben Sie bloß einen Zettel.

Auf ein Stückchen grauen Papiers schrieb er nun mit einem italienischen Bleistift: „Bemühe dich zwei Karten zu bekommen. K. Brülow.“ Auf diesen lakonischen Brief setzte ich die Adresse, und mein Merkur eilte davon.

— Ist dieser Bursche Ihr Diener oder Ihr Modell? — fragte er, auf die Tür weisend, durch die mein Schützling eben verschwand.

— Weder das eine noch das andere, — antwortete ich.

— Sein Gesicht gefällt mir, es ist kein Kripakengesicht.

— Nein, ganz und gar nicht, und doch... — Ich sprach nicht zu Ende und hielt inne.

— Und doch ist er ein Kripak?—fiel Brülow ein.

— Leider, ja!

— Barbarei,—zischte Brülow leise und versank in Nachdenken. Nach einer Weile warf er die Zigarre weg, griff nach seinem Hut, und wollte gehen, kehrte aber um und sagte:

— Ich will ihn hier erwarten, um noch einmal sein Gesicht zu sehen.

Er rauchte eine neue Zigarre an und sprach:

— Zeigen Sie mir eine seiner Arbeiten.

— Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich seine Arbeiten hier habe?

— Sie haben ganz gewiß eine! — antwortete er entschieden.

Ich zeigte ihm eine bereits vollendete Zeichnung einer Maske Laokoons und die Skizze eines Abgusses nach Michel Angelo. Lange betrachtete er die Zeichnungen, das heißt, er hielt sie in der Hand und schaute... Gott allein mag wissen, wohin.

— Wer ist sein Herr?—fragte er, indem er den Kopf erhob.

Ich nannte ihm den Namen des Gutsbesitzers.

— Die Sache Ihres Schülers muß gut überlegt werden. Lukian hat mir für heute Roastbeef versprochen; essen Sie doch bei mir zu Mittag.—Nach diesen Worten näherte er sich der Tür und blieb noch einmal stehen:

— Bringen Sie ihn doch einmal mit. Auf Wiedersehen!

Er ging.

Nach einer Viertelstunde kam mein Merkur wieder zurück und berichtete, der Herr, also Huber, hätte gesagt, er würde selbst zu Karl Pawlowitsch kommen.

— Weißt du auch, wer eigentlich dieser Karl Pawlowitsch ist?—fragte ich ihn.

— Das weiß ich wohl,—sagte er,—aber gesehen habe ich ihn noch nie.

— Und heute?

— Wie? War er es vielleicht?

— Ja, er war's.

— Warum haben Sie mir das nicht gesagt. Dann hätte ich ihn mir doch wenigstens angesehen. Ich dachte, daß es bloß ein ganz alltäglicher Herr sei. Wird er denn nicht noch einmal zu Ihnen kommen?—fragte er nach kurzem Schweigen.

— Ich weiß nicht,—antwortete ich, und begann, mich anzuziehen.

— Mein Gott, mein Gott! Wenn ich ihn doch von weitem wenigstens sehen könnte! — Wissen Sie?—fuhr er fort,—wenn ich so meines Weges gehe, denke ich stets nur an ihn, sehe mir die Menschen an, die an mir vorübergehen, und suche ihn unter ihnen. Man sagt, daß sein Porträt, das sich auf dem Bild: „Der Untergang von Pompeji“ befindet, ihm sehr ähnlich sein soll.

— Jawohl, sehr ähnlich, und du hast ihn trotzdem nicht erkannt, als er hier war. Nun, gräme dich nicht; wenn er bis zum Sonntag nicht zu mir kommt, so wollen wir beide zu ihm hingehen. Jetzt aber nimm die Mittagkarte zu Frau Jurgens; ich esse heute nicht zu Hause.

Nachdem ich dies angeordnet hatte, ging ich fort.

In Brülows Atelier fand ich W. A. Shukowskij und den Grafen M. J. Wielhorskij. Beide bewunderten das noch unvollendete Bild Brülows: „Die Kreuzigung Christi“. Dieses Bild war für die protestantische St. Petrikerche bestimmt. Der Kopf der weinenden Maria Magdalena war bereits vollendet, und Shukowski brach beim Anblick dieser wunderbaren, weinenden Schönheit in Tränen aus, umarmte Karl den Großen und küßte ihn, als ob er das schöne, von ihm geschaffene junge Weib selbst wäre.

Ich hatte öfters Gelegenheit, mit Brülow die Eremitage zu besuchen. Diese Besuche waren für mich glänzende Unterrichtsstunden in der Malerei. Sie endigten jedesmal mit Teniers, besonders mit seiner „Kaserne“. Vor diesem Bilde blieb er gewöhnlich lange stehen und sagte dann nach einer begeisterten Lobrede auf den berühmten Flamländer: „Es würde sich lohnen, von Amerika hierher zu kommen, nur um dieses eine Bild zu sehen.“ Dasselbe kann man auch von Brülows „Kreuzigung“ sagen, besonders von dem Kopf der weinenden Magdalena.

Nachdem Shukowskij Brülow umarmt und geküßt hatte, ging er ins Nebenzimmer. Brülow, der mich jetzt erst bemerkte, lächelte mir zu und folgte Shukowski. Nach einer halben Stunde kehrten beide ins Atelier zurück. Brülow trat lächelnd auf mich zu und sagte: „Der Grundstein ist gelegt.“

In diesem Augenblick tat sich die Tür auf und herein trat Huber, nicht mehr in seiner Verkehrsbeamten-Uniform, sondern in schwarzem Galafrack. Kaum hatte er Gelegenheit uns zu begrüßen, als Shukowski auf ihn zutrat, ihm freundschaftlich die Hand drückte und ihn bat, uns die letzte Szene aus seiner Faustübersetzung vorzutragen. Er trug sie uns vor. Der Eindruck war überwältigend, und zur Belohnung wurde dem Dichter ein Kuß des Dichters zuteil. Bald darauf verließen Shukowski und Graf Wielhorskij das Atelier und Huber begann nun ganz ungezwungen seine eben beendete „Terpsichore“ vorzutragen. Nach seinem Vortrag sagte Brülow: —

— Ich lehne es jetzt entschieden ab, mir die Chitana anzusehen.

— Warum?—fragte Huber.

— Weil ich mir den Glauben an deine „Terpsichore“ bewahren will.

— Wie das?

—Es ist doch besser an eine schöne Phantasiegestalt zu glauben, als...

— Du willst damit sagen,—unterbrach ihn der Dichter,—daß meine Dichtung höher steht, als die göttliche Taglioni. Ihres kleinen Fingers, des Nagels an ihrem kleinen Finger ist sie nicht wert; bei Gott schwöre ich dir's! Richtig, fast hätte ich's vergessen: Bei Alexander gibt es heute Makkaroni, und Stofatto mit Lacrima Christi. Auch Nestor, Mischa und andere werden dort sein und zum Schluß kommt Pjanenko. Laßt uns hinfahren!

Brülow nahm seinen Hut.

— Ach ja, hier sind deine Theaterkarten,—fuhr Huber zu Brülow gewendet fort, indem er zwei Karten aus der Tasche zog. — Hier, nimm sie; und nach der Vorstellung sehen wir uns bei Nestor auf der Börse (so pflegte er die Literaturabende bei N. Kukolnik im Scherz zu nennen),!

— Gut,—erwiderte Brülow und, während er seinen Hut aufsetzte, übergab er mir eine Theaterkarte.

— Auch Sie kommen mit uns? — fragte Huber zu mir gewendet.

— Jawohl,—antwortete ich.

— Also vorwärts!—sagte Huber, und wir gingen auf den Gang hinaus.

Lukian schloß die Tür hinter uns und brummte dabei:

— Und ich hab ihnen Roastbeef zubereitet!

Nach den Makkaroni, Stofatto und Lacrima

Christi begab sich die Gesellschaft auf die „Börse“ und wir, das heißt Huber, Karl der Große und ich gingen ins Theater. In Erwartung der Ouvertüre betrachtete ich mit Wohlgefallen die Arbeiten meines Schützlings. (Die Zeichnungen sämtlicher Ornamente und Arabesken, die die Decke des Großen Theaters schmücken, waren von ihm, unter der Leitung des Architekten Cavo angefertigt worden. Dies hatte mir weder er selbst mitgeteilt, noch sein ehrgeiziger Meister, sondern der Theatermechaniker Kartaschow, der bei der Arbeit stets zugegen war und frühmorgens meinen Schützling mit einem Gläschen Tee zu bewirten pflegte.) Ich war eben im Begriffe Brülow auf die Arabesken meines Schülers aufmerksam zu machen, als das Orchester mit der Ouvertüre einsetzte. Alle, unter ihnen auch ich, blickten angestrengt zum Vorhang hin. Die Ouvertüre war zu Ende, der Vorhang erbebte, hob sich in die Höhe und das Ballett begann. Bis zur Cachucha verlief alles glücklich. Das Publikum hielt sich wie jedes wohlgezogene Publikum. Mit dem ersten Kastagnettenschlag jedoch fuhr alles zusammen. Ein leises Beifallsgemurmel, wie ein fernes Donnerrollen ging durch den Saal, wurde immer lauter und lauter, und kaum war die Cachucha zu Ende, als sich dröhnend das Gewitter entlud. Das wohlgezogene Publikum, darunter auch ich, armer Sünder, raste, heulte so laut es nur konnte. Der eine schrie: bravo, der andere: da capo, ein dritter wieder ächzte bloß und schlug mit Händen und Füßen um sich. Nach dem ersten Anfall blickte ich zu Karl dem Großen hin. Der Arme war in Schweiß gebadet; er fuchtelte mit den Händen herum, trampelte mit den Füßen und schrie aus Leibeskräften: „da ca-

po“.—Huber ebenfalls. Ich schöpfte ein wenig Atem und fiel gleich in die Melodie meines Lehrers ein. Allmählich begann sich der Orkan zu legen. Die zum zehnten Male hervorgerufene Zauberin schwebte über die Bühne hin, und nach einigen ungemein anmutigen Knicksen verschwand sie. Da erst erhob sich Karl der Große, wischte sich den Schweiß von der Stirne und sagte zu Huber:

— Gehen wir auf die Bühne. Du mußt mich ihr vorstellen.

— Komm, — antwortete Huber begeistert, und wir begaben uns hinter die Kulissen. Hinter den Kulissen wogte bereits ein Anbeterschwarm, der zum großen Teil aus ehrwürdigen Glatzköpfen, Brillen und Operngläsern bestand. Auch wir mischten uns unter die Menge. Mit Mühe nur gelang es uns bis zum Zentrum vorzudringen. Und barmherziger Himmel! Was erblickten wir da! Die beflügelte, zephyrleichte Zauberin lag mit aufgesperrem Mund in einem Voltaire-Stuhl, die Nasenflügel gebläht, wie die eines arabischen Pferdes, und wie trübe Frühlingsbäche floß die mit Schweiß getränkte Schminke über ihr Gesicht.

— Entsetzlich!—schrie Karl der Große auf und wandte sich zur Flucht. Ich ihm nach. Und der arme, der wirklich arme Huber, der eben ein passendes Kompliment vorgebracht und den Namen Brülows ausgesprochen hatte, blickte um sich, — aber Brülow war verschwunden. Wie er sich aus dieser Klemme gezogen hat, weiß ich nicht.

Es blieb noch ein Akt des Ballettes. Wir aber verließen das Theater, um uns, wie Brülow sich ausdrückte, nicht mit Sauerkraut das Dessert zu verderben. Ob Brülow sich nach der „Chitana“ noch

einmal ein Ballett angesehen hat, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß er nie wieder auf ein Ballett zu sprechen kam.

Ich kehre nun zu meinem Helden zurück. Nach den Worten Brülows: „Der Grundstein ist gelegt“, begann die Hoffnung in meiner Phantasie wieder Gestalt anzunehmen. Ich fing an, darüber nachzudenken, womit ich meinen Schüler am besten beschäftigen könnte; die Mittel, über die ich zu Hause verfügte, waren bescheiden. Da fiel mir die antike Galerie ein. Ihr Kustos, Andrej Grigorjewitsch, hätte vielleicht eingewilligt, aber die Statuen waren dort leider derart schlecht beleuchtet, daß es unmöglich war, sie zu zeichnen. Nach langen Überlegungen wandte ich mich endlich mit einem Zwanzigkopekenstück an den leibhaftigen Antinous, den Modellsteher Taras, mit der Bitte, meinen Schüler in die Gipsklasse einzulassen, wenn dort gerade kein Unterricht stattfindet. Und so geschah es auch. Die ganze Woche blieb er nun in der Klasse, (nahm dort sogar sein Mittagessen ein), und zeichnete den Kopf des Lucius Verus, des wollüstigen Günstlings Marc Aurels, und den Kopf des „Genius“, einer Schöpfung Canovas. Dann führte ich ihn in die Figurenklasse und ließ ihn fürs erste den Antinous von allen vier Seiten abzeichnen. Ich kam, so oft die Zeit es mir erlaubte, in die Klasse und spornte den unermüdlichen Arbeiter durch ein Pfund Pflaumen oder ein Stück Wurst an, denn sein gewöhnliches Mittagessen bestand bloß aus einem Stück Schwarzbrot und Wasser, wenn Taras dies nicht zu holen vergaß. Oft ergötzte ich mich dort an dem belvedereschen Torso; dabei verlor ich gewöhnlich die Selbstbeherrschung und begann selber zu zeich-

nen. Ein herrliches Meisterwerk der antiken Skulptur! Was Wunder, daß auch der blinde Michel Angelo sich tastend an dem Torso des ruhenden Herkules ergötzte. Und sonderbar, daß ein gewisser Herr Gersewanow, der in seinen Reiseeindrücken das lehrreiche Werk Michel Angelos: „Das jüngste Gericht“, die Fresken des göttlichen Raphael und viele andere berühmte Werke der Skulptur und Malerei vom künstlerischen Standpunkt so richtig beurteilt, daß dieser Herr in dem belvedereschen Torso nichts anderes sieht als ein Stück Marmor. Sonderbar!

Nach dem Antinous zeichnete mein Freund den Germanicus und den ruhenden Faun, und eines schönen Morgens stellte ich ihn Karl dem Großen vor. Sein Entzücken, als Brülow in liebevollen und herzlichen Worten seine Zeichnungen lobte, ist nicht zu beschreiben.

Noch nie in meinem Leben habe ich einen fröhlicheren und glücklicheren Menschen gesehen, als er es in den darauffolgenden Tagen war.

— Ist Brülow stets so gnädig und gut?—fragte er mich immer wieder.

— Stets,—antwortete ich.

— Und dies rote Zimmer... ist dies sein Lieblingszimmer?

— Jawohl.

— Alles rot! Das Zimmer rot, der Teppich rot, die Vorhänge rot, sein Chalat rot und die Zeichnung auch rot. Alles rot. Werde ich ihn noch einmal aus solcher Nähe sehen?

Nach dieser Frage fing mein Freund zu weinen an. Ich versuchte natürlich nicht, ihn zu trösten; denn was für einen größeren, beruhigenderen

Trost kann es geben, als diese glücklichen, diese himmlischen, göttlichen Tränen?—„Alles rot!“ wiederholte er schluchzend.

Der rote Saal war mit teuren, größtenteils orientalischen Waffen geschmückt. Durch die roten durchsichtigen Fenstervorhänge schien die Sonne. Ich war an diese Dekoration bereits gewöhnt, und doch frappierte sie zuweilen für einen Augenblick auch meine Augen; ihm aber blieb sie für immer im Gedächtnis,—bis zu seinem Tode. Nach den vielen schweren und langen Prüfungen seines Lebens vergaß er alles: die Kunst, sein geistiges Leben, die Liebe, die ihn vergiftet hatte und sogar mich, seinen treuen Freund,... alles vergaß er. Doch diese rote Dekoration und Karl Pawlowitsch waren seine letzten Worte.

Am folgenden Tage nach diesem Besuch begegnete ich Karl Pawlowitsch auf der Straße; er fragte mich nach dem Namen und der Adresse des Herrn meines Schützlings. Ich gab sie ihm. Er nahm eine Droschke und rief mir noch von weitem zu:

— Kommen Sie abends zu mir.

Ich kam abends.

— Das ist das größte Schwein in torshoker Pantoffeln!—so begrüßte mich Karl Pawlowitsch.

— Worum handelt es sich denn? — fragte ich ihn, obwohl ich ahnte, wen er eigentlich meinte.

— Es handelt sich darum, daß Sie morgen zu diesem Amphibium gehen müssen, damit er Ihnen den Preis für Ihren Schüler nennt.

Karl der Große war in übler Laune. Er ging lange schweigend im Zimmer umher, spuckte dann zornig auf den Boden und zischte: „Vandalismus!“

— Gehen wir hinauf, — sagte er endlich zu mir

gewendet. Schweigend betraten wir die oberen Räume, wo sich sein Schlafzimmer, die Bibliothek und das Speisezimmer befanden. Er ließ Licht anzünden und bat mich, ihm etwas vorzulesen; er selbst begann an seiner „Schlafenden Odaliske“ zu arbeiten, die für Wladislawlews Almanach bestimmt war, und die er nur noch zu vollenden hatte.

Aber unsere friedliche Beschäftigung dauerte nicht lange; ihm ließ, wie es schien, das Schwein in den torshoker Pantoffeln noch immer keine Ruhe.

— Gehen wir auf die Straße, — sagte er und deckte die Zeichnung zu.

Wir gingen hinaus und spazierten lange am Ufer umher; dann begaben wir uns auf den Großen Prospekt.

— Ist er jetzt bei Ihnen zu Hause?—fragte er.

— Nein,—antwortete ich;—er übernachtet nicht bei mir.

— Dann gehen wir speisen.

Wir gingen zu Deli. Ich habe in meinem Leben schon viele und verschiedene russische Gutsherren gesehen: reiche und mittlere und auch Chutorbesitzer, sogar solche, die beständig in Frankreich und England leben, und mit Begeisterung von dem Wohlstand der dortigen Landwirte und Bauern erzählen, bei sich zu Hause aber das letzte Schaf ihren Bauern rauben. Auch vielen eigenartigen Originalen unter ihnen bin ich begegnet; ein Original aber, einen Russen, der Karl Brülow auf unhöfliche Weise bei sich empfangen hätte, habe ich noch niemals gesehen.

Meine Neugier war aufs äußerste gespannt, und ich konnte lange nicht einschlafen. Ich mußte immer daran denken und fragte mich, was dies wohl

zu bedeuten hätte, dieses „Schwein in den torshoker Pantoffeln“. Am nächsten Morgen aber, als ich meinen Frack anzog, war meine Neugier bereits ein wenig abgekühlt; die Vernunft gewann wieder die Oberhand. Sie sagte mir, daß dieses Schwein am Ende keine so interessante Seltenheit sei, um ihretwegen seine Eigenliebe aufzuopfern, obgleich unsere Sache noch weit größere Opfer erforderte. Was aber, wenn auch ich, wie mein großer Lehrer, die Folter nicht ertragen werde?... Was dann?

Nach kurzem Nachdenken legte ich meinen Frack ab, zog meinen gewöhnlichen Rock an und ging zum alten Wenezianow. Er war ein großer Praktiker in solchen Dingen; er hatte wahrscheinlich schon öfters mit derartigen Originalen zu tun gehabt und sich immer noch ehrenvoll aus der Affaire gezogen.

Ich traf Wenezianow bereits bei der Arbeit an. Er machte gerade eine Tuschzeichnung von seinem Bild: „Die Mutter lehrt das Kind beten“. Diese Zeichnung war für Wladislawlews Almanach: „Die Morgenröte“ bestimmt.

Ich erklärte ihm die Ursache meines frühen Besuches und gab ihm die Adresse des Amphibiums.

Der Alte ließ die Arbeit stehen, kleidete sich um, und wir gingen zusammen auf die Straße. Er nahm eine Droschke und fuhr davon, ich kehrte in meine Wohnung zurück, wo ich meinen frohen und glücklichen Schüler bereits antraf. Doch diesmal schien irgendetwas dieses Glück und diese Heiterkeit zu verdüstern. Er sah aus wie ein Mensch, der seinem Freund ein großes Geheimnis anvertrauen will, gleichzeitig aber fürchtet, dieses Geheimnis preiszugeben. Noch ehe ich meinen Überzieher

abgelegt und die Bluse angezogen hatte, war mir klar, daß mit meinem Freund irgendetwas nicht in Ordnung sei.

— Nun, was gibt es Neues bei dir?—fragte ich ihn—was triebst du gestern abend? Wie geht es deinem Meister?

— Der Meister befindet sich wohl, — sagte er stotternd. — Ich las André Savoyard, bis alle zur Ruhe gegangen waren; dann zündete ich die Stearinkerze an, die ich von Ihnen bekam, und zeichnete.

— Was hast du gezeichnet?—fragte ich ihn.—Einen Kupferstich kopiert, oder einen eigenen Entwurf gemacht?

— Ja,—sagte er errötend. — Ich habe unlängst die Werke von Oserow gelesen und sein „Ödipus in Athen“ gefiel mir so sehr, daß ich versuchte, ihn zu komponieren.

— Schön. Hast du deine Komposition mitgebracht? Zeige sie mir.

Er zog eine kleine Papierrolle aus der Tasche, breitete sie mit zitternden Händen aus und sagte, während er sie mir reichte: „Ich kam aber nicht mehr dazu, die Zeichnung mit der Feder auszuführen.“

Es war dies sein erstes Werk, das er, mit so viel Überwindung, sich entschlossen hatte mir zu zeigen. Mir gefiel seine Bescheidenheit, oder vielmehr seine Zughaftigkeit. Es ist dies der sichere Beweis eines Talents. Mir gefiel auch das Werk selbst wegen seiner Einfachheit. Ödipus, Antigone und etwas weiter Polynikes; nur drei Figuren. Selten wird man bei Erstlingsversuchen eine solche Knappheit antreffen; erste Kompositionen pflegen fast immer figurenreich zu sein. Die junge Einbil-

dungskraft legt sich keine Schranken auf, konzentriert sich nicht in einem vielsagenden Wort, in einer Note, in einem Zug, sie braucht Raum; schweift hinaus in die Ferne, verwirrt sich aber dabei, fällt und zerschellt schließlich an dem ehernen Lakonismus.

Ich lobte die Wahl des Motivs und riet ihm, außer Poesie besonders viel Geschichte zu lesen und fleißiger schöne Kupferstiche wie die von Raphael, Volpato, Poussin und Audran abzuzeichnen.—„Diese und noch viele andere findest du bei deinem Meister,—sagte ich, — zeichne sie also, wenn du freie Zeit hast, und die nötigen Bücher werde ich dir verschaffen.“—Ich gab ihm auch gleich einige Bände der „Geschichte des antiken Griechenlands“.

— Mein Meister hat außer den Kupferstichen, die an den Wänden hängen, noch eine ganze Mappe solcher,—sagte er, die Bücher nehmend,—aber er erlaubt mir nicht, etwas daraus abzuzeichnen; er fürchtet, daß ich sie verderben könnte. Aber..., — setzte er lächelnd fort,—ich erzählte ihm, daß Sie mich zu Karl Pawlowitsch geführt und ihm meine Zeichnungen gezeigt hätten und daß dieser... (hier fing er zu stottern an) daß dieser... ich glaube ja übrigens selbst nicht daran.

— Was—fiel ich ein.—Er glaubt nicht, daß Brüllov deine Zeichnungen gelobt hat?

— Er glaubt nicht einmal, daß ich Karl Pawlowitsch gesehen habe, und als ich ihn davon zu überzeugen versuchte, nannte er mich einen Narren.

Er wollte noch etwas sagen, als Wenezianow, den Hut abnehmend, in die Stube trat und lächelnd sagte: „Es ist mir nichts geschehen! Er ist ein Gutsbesitzer,... wie eben alle Gutsbesitzer! Zwar

ließ er mich eine gute Stunde im Vorzimmer warten, aber das ist so Sitte bei ihnen. Was läßt sich da machen? Sitte ist eben Gesetz. Er empfing mich in seinem Kabinett. Es gefiel mir nicht. Zwar ist dort alles kostbar, herrlich und prächtig, aber prächtig in japanischem Stil. Ich begann zuerst von der Bildung im allgemeinen zu sprechen, und dann von der Menschenliebe im besonderen. Er hörte mir lange und aufmerksam zu und schwieg; endlich unterbrach er mich: „Aber sagen Sie mir doch ganz einfach, was Sie und Ihr Brülow eigentlich von mir wollen. Hat der mir aber gestern zugesetzt! Ein echter amerikanischer Wildling!“ Dabei lachte er laut auf. Ich wurde ein wenig verlegen, faßte mich aber gleich wieder und legte ihm ruhig und einfach die Angelegenheit vor.

— Das hätten Sie aber gleich sagen sollen; und Sie sprachen mir da von Menschenliebe! Was hat denn die Menschenliebe damit zu tun? Geld und weiter nichts!—setzte er selbstgefällig hinzu.— Sie wollen also den äußersten Preis wissen? Habe ich Sie recht verstanden?

— Ganz richtig,—antwortete ich.

— So hören Sie meinen äußersten Preis: 2500 Rubel. Einverstanden?

— Einverstanden,—antwortete ich.

— Er ist ein Handwerker,—fügte er hinzu, — und im Hause unentbehrlich.—Er wollte noch etwas sagen, aber ich verneigte mich' und ging hinaus. — Und nun bin ich zu Ihnen gekommen,—schloß der brave Alte lächelnd.

— Ich danke Ihnen herzlich.

— Nein, ich danke Ihnen,—sagte er und drückte mir kräftig die Hand. — Haben Sie mir doch

Gelegenheit gegeben wenigstens irgendetwas für unsere schöne Kunst zu tun und endlich jenen Kauz kennen zu lernen, der unseren großen Karl einen amerikanischen Wildling nennt.—Und der Alte begann gutmütig zu lachen.—Ich habe mein Scherflein beigesteuert,—sagte er dann,—das Weitere ist nun Ihre Sache; sollte es aber mißlingen, so werde ich mich wieder an den „Englischen Klub“ wenden. Doch einstweilen auf Wiedersehen!

— Lassen Sie uns zusammen zu Karl Pawlowitsch gehen,—sagte ich.

— Ich gehe nicht, und rate auch Ihnen davon ab. Vergessen Sie das Sprichwort nicht: ein ungebetener Gast ist ärger als ein Tatar; besonders aber bei einem Künstler, und noch dazu am Morgen; da ist er ärger, als eine ganze Tatarenhorde.

— Sie zwingen mich, wegen meines Morgenbesuches bei Ihnen zu erröten,—sagte ich.

— Durchaus nicht. Sie handelten wie ein echter Christ. Für Arbeit und Ruhe haben wir unsere Stunden eingeteilt, für gute Taten jedoch gibt es keine bestimmte Stunden. Ich danke Ihnen nochmals herzlich für Ihren heutigen Besuch. Auf Wiedersehen! Wir essen heute zu Hause, kommen Sie. Wenn Sie den Belvederischen sehen, so bringen Sie ihn auch mit. (Den Belvederischen nannte er Apollo Nikolajewitsch Mokritzki, einen Schüler Brülows und eifrigen Verehrer Schillers.)

Auf der Straße verabschiedete ich mich von Wenezianow, ging zu Karl Pawlowitsch, um ihn von dem Ergebnis meiner diplomatischen Aktion zu benachrichtigen. Aber nicht einmal Lukian fand ich zu Hause. Lipin sah aus seiner Küche heraus und sagte mir, sie wären in den Portikus gegangen. Ich

lief zum Portikus; er war geschlossen. (Portikus nannten wir das Gebäude hinter dem heutigen Akademiegarten, in dem sich die Ateliers von Brülow, Baron Klodt, Sauerweidt und Bassin befanden.) Durch den Litejnyj-Hof kam ich wieder auf die Straße hinaus, und als ich an dem Laden des Davizeti vorbeiging, erblickte ich im Fenster das lockige Profil Karls des Großen. Er bemerkte mich und kam auf die Straße heraus.

— Nun? — fragte er.

— Wo essen Sie heute zu Mittag?—fragte ich ihn.

— Ich weiß noch nicht, aber warum fragen Sie danach?

— Nun,—sagte ich, — lassen Sie uns dann bei Wenezianow zu Mittag essen; er wird Ihnen solche Wunder von unserem Amphibium erzählen, wie Sie ähnliche sicher noch nie gehört haben und auch nie wieder hören werden.

— Schön, gehen wir hin,—sagte er, und wir gingen zu Wenezianow.

Bei Tisch erzählte uns der Alte die Geschichte seines heutigen Besuches, und als er auf den amerikanischen Wildling zu sprechen kam, brachen wir alle in lautes Lachen aus, und mit einem hysterischen Gelächter schlossen wir auch unser Mittagessen.

Zwischen dem Großen und Mittleren Prospekt, auf der siebenten Linie, im Hause des Kastjurin, hatte der Verein zur Unterstützung von Künstlern eine große Wohnung für seine fünf Pensionäre inne. Außer den von den Pensionären bewohnten Zimmern gab es dort noch zwei Lehrsäle, die mit

den antiken Statuen der Mediceischen Venus, des Apollo, des Germanicus und der Gladiatorengruppe geschmückt waren. Diese Säle hatte ich nun als Zufluchtsort für meinen Schüler bestimmt, statt der Gipsklasse, wo er immer noch unter der Gönnerschaft des Modellstehers Taras seine freie Zeit verbrachte. Außer den schon erwähnten Figuren gab es dort noch ein Skelett, und die Kenntnis des Skeletts war für meinen Schüler notwendig; um so mehr, da er die anatomische Statue von Fischer aus dem Gedächtnis malte, ohne von der Anatomie auch nur einen Begriff zu haben.

In dieser guten Absicht ging ich nun gleich am Tage nach dem Mittagessen bei Wenezianow zu dem damaligen Sekretär der Gesellschaft, W. I. Grigorowitsch und bat für meinen Schüler um die Erlaubnis, die Lehrsäle der Gesellschaft zu besuchen. Der liebenswürdige Wassil Iwanowitsch gab mir auch sogleich eine Empfehlung an den Maler Golownia, der bei den Pensionären als Aufseher wohnte.

Es wäre gewiß nicht der Mühe wert mich bei einer so jämmerlichen Erscheinung wie diesem Maler Golownia aufzuhalten, doch da diese Erscheinung zu den Seltenheiten gehört, (und besonders in Künstlerkreisen), will ich hier einige Worte über ihn verlieren.

Selbst die robuste, scharf gezeichnete Figur eines Pljuschkin erblaßt vor diesem Antikünstler Golownia. Pljuschkin war wenigstens einmal wirklich jung gewesen, und hat folglich einmal den Frohsinn gekannt. Es war zwar kein schrankenloser, kein jauchzender Frohsinn, aber immerhin Frohsinn. Dieser armselige Golownia hingegen hat niemals im Leben

auch nur eine Spur von Jugend oder Frohsinn besessen.

Er war einst Pensionär des Vereines zur Unterstützung von Künstlern gewesen. Als er sich damals an dem Preisausschreiben der Kunstakademie zur Erlangung der zweiten goldenen Medaille beteiligte, (es handelte sich darum, Adam und Eva über der Leiche ihres Sohnes Abel darzustellen), und zur Ausführung des Bildes eines weiblichen Modells bedurfte, das in Petersburg nicht leicht, und was die Hauptsache war, nicht billig aufzutreiben war, da wandte er sich an den Kunstmäzen und damaligen Präsidenten des Vereines, Kikin, mit der Bitte, ihm eine Geldunterstützung für die Anschaffung eines solchen Modells zu gewähren. Die Hundertrubelnote aber, die er bekam, nähte er in seine Bettmatratze ein, und malte seine Eva nach einer Puppe, die die Künstler gewöhnlich für Drapierungen benutzten.

Jedem, dem bekannt ist, was die goldene Medaille für einen jungen Künstler bedeutete, wird auch die ganze Widerwärtigkeit der Krämerseele dieses Knicker-Jünglings verständlich sein. An ihm gemessen muß Pljuskin einfach eine Verschwendernatur genannt werden.

Und dieser moralischen Mißgeburt stellte ich auf Empfehlung Grigorowitschs meinen prächtigen, sittenreinen Findling vor.

Das erste Mal nahm ich selber das Skelett aus dem Schranke heraus, setzte es in der Position eines übermütigsten Zechers auf einen Stuhl, zeichnete in leichten Umrissen die allgemeine Lage des Skeletts und hieß nun meinen Schüler die Einzelheiten zeichnen. Nach zwei Tagen verglich ich mit

Wohlgefallen seine Zeichnung mit den anatomischen Lithographien Bassins und fand, daß die Details auf der Zeichnung meines Schülers deutlicher und getreuer waren. Aber daran war vielleicht nur die Vergrößerungsbrille schuld, durch die ich meinen Findling sah. Kurzum, seine Zeichnung gefiel mir ungemein.

Er zeichnete nun das Skelett in verschiedenen Stellungen und, unter der Gönnerschaft des Modellstehers Taras, auch die Statue des von Apollo geschundenen Marsyas. So verging allmählich die Zeit; der Winter ging seinem Ende entgegen und der Frühling rückte heran. Mein Schüler wurde zusehends magerer, blasser und nachdenklicher.

— Was ist dir? — fragte ich ihn. — Du bist doch gesund?

— Ja, — antwortete er traurig.

— Warum weinst du denn?

— Ich weine nicht, es ist mir nur so... — Und die Tränen flossen dabei in Strömen aus seinen schönen, ausdrucksvollen Augen. Ich konnte nicht erraten, was das alles bedeuten sollte, und war schon geneigt zu glauben, Amors Pfeil hätte dieses keusche, junge Herz getroffen, als er mir eines schönen Frühlingmorgens mitteilte, daß er mich jetzt täglich nicht mehr besuchen könne, da nächsten Montag die Arbeit beginne und er wieder Zäune anstreichen müsse. Ich tröstete ihn, so gut ich konnte, verschwieg ihm aber die Absichten Karl Pawlowschs, um so mehr, da mir selber noch jede Hoffnung auf Erfolg fehlte.

Am Sonntag besuchte ich seinen Meister. Ich wollte sehen, ob es nicht möglich sei, ihm an Stelle meines Freundes einen einfachen Zimmermaler zum Ersatz

anzubieten.—Warum denn nicht? Es ist wohl möglich,—sagte der Meister,—so lange die Zeichenarbeiten nicht begonnen haben. Dann aber, um Verzeihung, mein Lieber! Er ist bei mir Zeichner, und Sie wissen selbst, was ein Zeichner in unserer Kunst bedeutet.

— Meinen Sie denn,—fuhr er fort,—daß er imstande sein wird, für sich einen Arbeiter zu mieten?

— Ich werde Ihnen einen beschaffen.

— Sie?—fragte der Meister verwundert.—Aber weshalb denn und zu welchem Nutzen wollen Sie sich darum bemühen?

— So,—antwortete ich,—ganz ohne Grund, zu meinem Vergnügen einfach.

— Ein schönes Vergnügen, blindlings sein Geld hinauszuerwerfen. Gewiß regnet es Ihnen zum Fenster herein. — Und mit einem selbstgefälligen Lächeln fuhr er fort:

— Wieviel nehmen Sie übrigens für ein Porträt?

— Das hängt vom Porträt ab und vom Auftraggeber,—antwortete ich und erriet sofort, wo er hinaus wollte. — Von Ihnen zum Beispiel würde ich nicht mehr als hundert Rubel in Silber nehmen.

— Ach nein, mein Lieber, hundert nehmen Sie von wem Sie Lust haben, aber von unsereinem! Zehn Rubel—darüber ließe sich noch reden.

— Also machen wir's am besten so,—sagte ich, ihm die Hand reichend, — treten Sie mir auf zwei Monate Ihren Lehrling ab, und Sie sollen Ihr Porträt haben.

— Auf zwei Monate?—erwiderte er und dachte nach.—Auf zwei kann ich nicht, das ist zu viel. Auf einen, das ginge.

— Nun gut, wenigstens auf einen Monat, ich bin einverstanden,—sagte ich. Und wir bekräftigten unseren Handel mit einem Handschlag, wie zwei Pferdehändler.

— Wann fangen wir also an?—fragte er mich.

— Morgen, wenn Sie wollen, — sagte ich und setzte meinen Hut auf.

— Wohin denn so eilig? Und der Mohorytsch?

— Nein, danke; den trinken wir erst, wenn die Arbeit fertig ist. Auf Wiedersehen!

— Auf Wiedersehen!

Einen kurzen Monat Freiheit in einer ganzen, langen Reihe schwerer Sklavenjahre. Ist das viel? So viel, wie ein Körnchen in einem Scheffel Mohn. Während dieses glücklichen Monats hatte ich eine wahre Freude an meinem Schüler. Sein ausdrucksvolles, junges Gesicht strahlte in einem solchen hellen Entzücken, in einer solchen Glücksfülle, daß ich ihn,—Gott verzeih mir's — darum beneidete. Seine ärmlichen, aber gefälligen und sauberen Kleider schienen mir elegant; selbst sein Mantel aus Fries schien mir aus Lodentuch gefertigt, — aus dem besten rigaer Lodentuch. Während des Mittagessens bei Frau Jurgens sah niemand mehr verstohlen bald auf ihn, bald auf mich. Nicht ich allein also hatte diese glückliche Veränderung an ihm bemerkt. Eines Tages, es war einer jener glücklichen Tage seiner Freiheit, begegneten wir, als wir zu Frau Jurgens gingen, auf dem Großen Prospekt Karl Pawlowitsch.

— Wohin des Wegs?—fragte er.

— Zu Frau Jurgens,—antwortete ich.

— So gehe ich mit. Auf einmal überkam mich der

Hunger,—sagte er, und bog mit uns in die dritte Linie ein.

Karl Pawlowitsch liebte es, von Zeit zu Zeit die brave Frau Jurgens zu besuchen. Nicht etwa, weil er an der diensteifrigen Frau Jurgens Gefallen fand, oder an ihrer Magd Olimpia, die seinerzeit dem bereits verstorbenen Petrowskij als Modell für die „Hagar“ diente,—ihm, als echtem Künstler, gefiel bloß unsere gemischte Gesellschaft.

Dort konnte er den armen, hoffnungslosen Senatsbeamten in seiner einzigen, nicht mehr nagelneuen Vizeuniform sehen und den bleichen, abgezehrten Universitätsstudenten, der sich das Mittagessen bei Frau Jurgens schmecken ließ, mit dem Gelde, das er von dem reichen, versoffenen Burschenschafter für das Abschreiben der Fischer-Vorlesungen bekam, und noch vieles, vieles andere, was er bei Dumé oder Saint-George niemals zu sehen bekommen hätte. Und Frau Jurgens deckte für ihn immer, wenn er bei ihr erschien, in einem Extra-Zimmer den Tisch und bereitete ihm in der Eile irgendeine Extra-Speise zu, die er, als echter Sozialist, jedoch gewöhnlich ablehnte. Diesmal aber lehnte er nicht ab, sondern befahl den Tisch in einem besonderen Zimmer für drei Personen zu decken und schickte Olimpia zu Fox nach einer Flasche Jackson.

Frau Jurgens fühlte den Boden unter den Füßen kaum, so geschäftig begann sie hin und her zu laufen und riß ihre Perücke fast mit der Haube vom Kopfe, wenn es ihr einfiel, daß es notwendig sei, diese zu Ehren ihres teuern Gastes mit einer neuen zu vertauschen.

Und für sie war er wirklich ein teurer Gast. Seit jenem Tage, als er zum ersten Male bei ihr

erschien, begann die Zahl ihrer Kostgänger beständig zu wachsen. Und was für Kostgänger das waren! Keine Dutzendware etwa, wie Künstler, Studenten oder Zwanzig-Kopeken-Senatsbeamten. — Nein, es waren Leute, denen man eine Flasche Médoc und irgend ein besonders zubereitetes Beefsteak aufstischen mußte. Übrigens durchaus verständlich! Wenn man sich's einen Fünfundzwanziger kosten ließ, um sich die „Dame von Amsterdam“ anzuschauen, warum sollte man nicht dreißig Kopeken hergeben, um Brülow aus der Nähe sehen zu können. Und Frau Jurgens hatte einen richtigen Blick dafür und verstand es ausgezeichnet für sich daraus Nutzen zu ziehen.

Mein Schüler saß schweigend am Tische, schweigend trank er ein Glas Jackson, und schweigend drückte er Karl Pawlowitsch zum Abschied die Hand; schweigend betrat er auch sein Zimmer, warf sich, ohne sich auszukleiden, auf den Boden und verweinte den Rest des Tages und die ganze Nacht.

Es blieb ihm noch eine Woche Freiheit. Aber am nächsten Tag nach dem Mittagessen bei Frau Jurgens rollte er alle seine Zeichnungen zusammen und ging, ohne ein Wort zu sagen, zur Tür hinaus. Ich glaubte, daß er seinen gewöhnlichen Spaziergang auf der siebenten Linie machen wollte, und fragte ihn deshalb nicht, wohin er gehe. Der Mittag verging, es kam der Abend, und noch immer kehrte er nicht zurück. Am nächsten Tag ging ich zu seinem Meister, aber auch dort fand ich ihn nicht. Ich erschrak, ich wußte nicht, was ich denken sollte. Am Abend des dritten Tages kam er endlich zu mir, noch blasser, noch niedergeschlagener als vordem.

— Wo warst du?—fragte ich ihn,—was ist mit dir; bist du vielleicht krank?

— Ja, — antwortete er mit kaum hörbarer Stimme.

Ich schickte den Hausmeister nach dem Privat- arzt Schadowzew und bemühte mich indessen; ihn auszukleiden und aufs Bett zu legen. Er war folg- sam, wie ein sanftes Kind. Schadowzew fühlte ihm den Puls und riet mir, ihn ins Spital zu schicken, da es bei meinen bescheidenen Mitteln gefährlich wäre ein hitziges Fieber zu Hause kurieren zu wollen.

Ich befolgte seinen Rat und überführte meinen armen Schüler noch an demselben Abend ins Maria-Magdalenen-Spital, nächst der Tutschkow-Brücke. Man nahm ihn, dank der Güte des Privat- arztes Schadowzew, ohne die vorgeschriebenen Formalitäten auf. Am nächsten Tage benachrich- tigte ich seinen Meister von dem, was geschehen war, und dieser erledigte erst die nôtigen Formali- täten.

Ich besuchte ihn täglich mehrmals, und jedes- mal, wenn ich das Krankenhaus verließ, ergriff mich eine immer größere Sehnsucht nach ihm. Ich hatte mich so sehr an ihn gewöhnt, er war mir so sehr zum Bruder und Freund geworden, daß ich mich ohne ihn nirgends zu Hause fühlte. So lief ich, ohne Ziel und Zweck, nach dem petersburger Viertel, bog in den Petrowskij-Park ein, (der da- mals erst angelegt wurde), verließ ihn bei den So- bolewschij-Villen wieder und kehrte ins Krankenh- aus zurück. Er aber lag immer noch in Fieberhit- ze. Ich fragte die Krankenwärterin:

— Ist er inzwischen zu sich gekommen?

— Nein, mein Lieber,—antwortete sie.

— Phantasiert er?

— Immer dasselbe:... rot... rot...

— Sonst nichts?

— Nichts, mein Herr.—Und wieder machte ich meine Runde über die Tutschkowbrücke an der Villa Sobolewskij vorbei und ins Krankenhaus zurück.

So vergingen acht Tage. Am neunten Tage kam er endlich zu sich. Als ich mich ihm näherte, erhob er sich und sah mich so aufmerksam, so ausdrucksvoll und herzlich an, daß ich diesen Blick nie vergessen werde. Er wollte mir etwas sagen, aber er konnte es nicht; er wollte die Hand nach mir ausstrecken und brach nur in Tränen aus. Ich eilte fort.

Im Gang begegnete mir der diensttuende Arzt und teilte mir mit, daß die Gefahr vorüber sei; die junge Kraft hätte den Sieg davongetragen. Beruhigt durch den guten Arzt, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Ich rauchte eine Zigarre an, aber sie kam nicht in Zug; ich warf sie weg und ging auf die Straße. Nichts freute mich, es fehlte mir etwas zu meiner Freude. Als ich an der Akademie vorbeikam, trat ich bei Brülow ein; er war nicht zu Hause. Ich ging ans Ufer. Dort traf ich Karl Pawlowitsch. Er stand bei der großen Sphinx und schaute auf die von den Eisschollen befreite Newa hinab. Ein kleines Boot mit lustigen Passagieren glitt leise dahin und hinterließ eine lange silberne Furche..

— Waren Sie in meinem Atelier? — fragte er, ohne mich zu grüßen.

— Nein.

— So gehen wir hin.

Und schweigend gingen wir in sein Atelier. Im Atelier trafen wir Lipin. Er hatte frische Farben auf die Palette gesetzt und saß nun behaglich in einem Lehnstuhl, das Porträt von W. A. Shukowskij betrachtend, auf dem der Hintergrund noch nicht ganz trocken war. Als er uns eintreten sah, sprang er vom Stuhl auf und errötete wie ein auf frischer Tat ertappter Schüler.

— Legen Sie die Palette beiseite; ich werde heute nicht arbeiten, — sagte Karl Pawlowitsch zu Lipin und setzte sich in den Lehnstuhl; eine gute halbe Stunde sah er das Porträt schweigend an, dann sagte er zu mir gewendet:

— Der Ausdruck muß weicher werden: seine Gedichte sind ja so weich, so süß... nicht wahr?

Und ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hinzu:

— Wissen Sie auch, wozu dieses Porträt bestimmt ist?

— Nein!—antwortete ich.

Zehn Minuten lang herrschte Schweigen. Dann stand er auf, nahm seinen Hut und sagte:—Lassen Sie uns auf die Straße gehen, draußen will ich Ihnen erzählen, was für eine Bewandnis es mit diesem Porträt hat.

Als wir aber auf der Straße waren, sagte er plötzlich:—Nein, ich habe mir's überlegt; von solchen Dingen erzählt man nicht vorzeitig. Und außerdem bin ich sicher, daß Sie gar nicht neugierig sind,—fügte er im Scherz hinzu.

— Gut, wenn Sie es wünschen, so mag es für mich noch ein Geheimnis bleiben.

— Nur bis zur nächsten Modellsitzung. Nun, wie geht es Ihrem Schützling? Fühlt er sich besser?

— Er kommt langsam zu sich.

— Die Gefahr ist also vorbei?

— So behauptet wenigstens der Arzt.

— Auf Wiedersehen,—sagte er und reichte mir die Hand,—ich gehe zu Gilberg. Der Arme, er wird gewiß noch nicht aufstehen dürfen,—fügte er traurig hinzu, und wir trennten uns.

Dieses geheimnisvolle Porträt hatte meine Neugier in hohem Maße erregt. Ich ahnte wohl seine Bestimmung; doch so sehr ich mich auch vergewissern wollte, ob meine Vermutung richtig sei, gewann ich es über mich, Karl dem Großen gegenüber mit keinem Worte darauf anzuspielen. Allerdings besuchte ich eines Morgens W. A. Shukowskij unter dem Vorwand, mich an den trockenen Konturen des Kornelius und Peter Hesse zu ergötzen, in Wirklichkeit aber in der Absicht, etwas von dem geheimnisvollen Porträt zu erfahren. Leider aber sollte ich nicht auf meine Rechnung kommen. Ein Gespräch über Klenze, die Walhalla, die Pinakothek, und München überhaupt, nahm unseren ganzen Vormittag in Anspruch, so daß wir nicht einmal auf Düsseldorf, geschweige denn auf das Porträt zu sprechen kamen, gleichsam als ob es überhaupt nicht vorhanden gewesen wäre.

Die glühende Lobrede des unvergeßlichen Wassili Andrejewitsch auf die deutsche Kunst wurde erst durch die Ankunft des Grafen M. J. Wielhorskij unterbrochen.

— Hier sehen Sie den Urheber und Schuldtragenden Ihrer jetzigen Scherereien, — sagte Wassili Andrejewitsch, indem er auf mich zeigte.

Der Graf drückte mir herzlich die Hand. Ich hatte mir schon eine Frage zurechtgelegt, die ich ihm nun stellen wollte, als der Diener eine mir unbekannte Exzellenz meldete. Ich ließ nun von meinem Vorhaben ab, grüßte und zog mich unverrichteter Dinge zurück.

Unterdessen tat die Jugendkraft das ihre. Mein Schüler lebte wieder auf und wie jener berühmte Riese im Märchen gewann er seine Kräfte nicht von Tag zu Tag, sondern von Stunde zu Stunde wieder. Nachdem er zwei Wochen im Fieber gelegen, stand er auf, und begann, indem er sich an seiner Bettstelle festhielt, umherzugehen. Aber immer noch war er so traurig und niedergeschlagen, daß ich trotz des ärztlichen Verbotes, mit ihm von abstrakten Dingen zu sprechen, nicht umhin konnte ihn eines Tages zu fragen:

— Nun wirst du doch wieder gesund und munter; was also stimmst dich so traurig?

— O, nein, ich bin nicht traurig; ich bin sehr froh,—antwortete er.—Aber... ich weiß selber nicht, was ich möchte... Ich möchte lesen.

Ich fragte den Arzt, ob man ihm etwas zu lesen geben könne.

— Geben Sie ihm lieber nichts, auf keinen Fall aber etwas Ernstes.

Was soll ich tun? Sein Krankenwärter kann ich leider nicht sein. Womit soll ich ihm helfen?

Als ich so nachdachte, fiel mir die „Perspektive“ von Albrecht Dürer ein mit Erläuterungen in russischer Sprache, aus der ich ehemals lernte und lernete, und die ich schließlich fahren ließ, ohne damit zu Ende gekommen zu sein. Sonderbar, dieser Wirrwarr Albrecht Dürers war mir eingefallen und an

das vorzügliche Lehrbuch der Linienperspektive unseres Professors Worobjew hatte ich ganz vergessen. Die diesem Lehrbuch beigelegten Skizzen befanden sich (allerdings nicht geordnet), in meiner Mappe. Ich sammelte sie und gab sie, mit vorheriger Erlaubnis des Arztes, samt Zirkel und Dreieck meinem Schüler; gleichzeitig hielt ich ihm die erste Vorlesung über die Linienperspektive. Eine zweite und dritte Lektion erwiesen sich bereits als überflüssig, denn so schnell wie er genas, so schnell begriff er auch diese mathematische Disziplin, obgleich ihm nicht einmal die vier Grundregeln der Arithmetik bekannt waren.

Der Unterricht der Perspektive war zu Ende. Ich bat den Chefarzt, meinen Schüler aus dem Spital zu entlassen, dieser erklärte mir aber, daß er mindestens einen Monat noch bis zu seiner vollständigen Genesung unter ärztlicher Aufsicht bleiben müsse. Schweren Herzens willigte ich ein.

Während dieser Zeit kam ich oft mit Karl Pawlowitsch zusammen und sah mehrmals W. A. Shukowskijs Porträt nach der zweiten Modellsitzung. Wohl merkte ich in meinen Gesprächen mit ihm zuweilen unabsichtliche Anspielungen auf irgendein Geheimnis, ich selber aber, warum weiß ich nicht, wick seinem offenen Geständnis stets aus. Wie wenn ich irgend etwas zu fürchten gehabt hätte. Übrigens hatte ich das Geheimnis fast erraten!

Und bald kam es ans Licht. Am frühen Morgen des 22-ten April 1838 erhielt ich ein eigenhändiges Schreiben von W. A. Shukowskij folgenden Inhalts: „Hochgeehrter Herr N. N.! Kommen Sie morgen um elf Uhr zu Karl Pawlowitsch und erwarten Sie mich dort unter allen Umständen, auch wenn ich

sehr spät kommen sollte. W. Shukowskij. P. S. Bringen Sie auch ihn mit.“

Mit heißen Tränen begoß ich dieses heilige Schriftstück. Ich steckte es nicht in die Tasche, aus Furcht, es zu verlieren, nein, ich preßte es in meine Faust und lief so ins Krankenhaus. Obwohl der Torwart den Befehl hatte, mich zu jeder Tageszeit einzulassen, wollte er mir diesmal die Tür nicht öffnen und sagte: „Zu früh Euer Gnaden, die Kranken schlafen noch.“ Das kühlte mich ein wenig ab; ich öffnete die Faust, entfaltete den Brief und las ihn fast Silbe für Silbe. Dann faltete ich ihn andächtig zusammen, legte ihn in die Tasche und kehrte langsam nach Hause zurück; im Herzen aber dankte ich dem Torwart dafür, daß er mich nicht eingelassen hatte.

Vor langer, sehr langer Zeit, in der Pfarrschule noch, las ich heimlich, ohne daß der Lehrer es wußte, die vortreffliche Travestie der „Aneide“ von Kotljarewskij und die beiden Verszeilen:

„Was du nicht hältst in deinen Händen,
Noch rühm' dich nicht, es wäre dein“

haben sich so tief in mein Gedächtnis eingegraben, daß ich sie heute noch bei passender Gelegenheit zu zitieren pflege. Sie tauchten mir wieder im Gedächtnis auf, als ich vom Spital nach Hause ging. Denn, wahrlich! War ich denn sicher, daß dieser Brief die Angelegenheit meines Freundes betraf? Ich wußte es nicht, sondern ahnte es bloß, und die Ahnung trügt oft. Was nun, wenn sie auch diesmal trügen würde? Welch großes Leid hätte ich verursacht und gerade ihm, der mir von allen Menschen der teuerste war! Ich erschrak selbst bei diesem Gedanken.

Während dieses langen Tages der Erwartung kam ich mindestens zwanzigmal bis an die Tür Karl Pawlowitschs, kehrte stets aber von einer unerklärlichen Furcht, getrieben wieder um. Wovor ich mich fürchtete, weiß ich selber nicht. Das einundzwanzigste Mal entschloß ich mich endlich zu läuten. Lukian sah zum Fenster heraus und sagte: „Nicht zu Hause“. Mir war es, als ob ein schwerer Stein von meinen Schultern fiel, als ob ich eine große Heldentat vollbracht hätte, und endlich atmete ich freier auf.

Frohen Mutes verließ ich nun die Akademie und lenkte meine Schritte der dritten Linie zu, wo mir Karl Pawlowitsch begegnete. Ich wurde erst sehr verlegen und wollte davonlaufen; er aber hielt mich an und fragte:

— Haben Sie Shukowskijs Brief erhalten?

— Ja,—antwortete ich kaum vernehmbar.

— Kommen Sie also morgen um elf Uhr zu mir. Auf Wiedersehen! Einjes noch... wenn er kommen kann, so bringen Sie ihn mit,—fügte er, sich entfernend, hinzu.;

— Jetzt,—dachte ich,—ist jeder Zweifel ausgeschlossen; und doch:

„Was du nicht hältst in deinen Händen
Noch rühm' dich nicht, es wäre dein.“

Aber einige Augenblicke später war diese weise Lehre bereits wie Rauch aus meinem unpraktischen Kopfe verschwunden. Mich erfaßte der unbezähmbare Wunsch, meinen Kranken morgen zu Karl Pawlowitsch zu bringen. Ob's wohl der Arzt erlauben wird? Um diese Frage zu entscheiden, ging ich zum Arzt, und zwar in seine Wohnung. Ich traf

ihn zu Hause an und erklärte ihm die Ursache meines plötzlichen Besuches. Der Arzt erzählte mir einige Fälle von Wahnsinn, den eine plötzliche Freude oder ein plötzlicher Kummer verursacht hatten. „In unserem Falle“, setzte er hinzu, „wäre es umso gewagter, da sich Ihr Schützling vom Fieber noch nicht ganz erholt hat.“ Gegen diese Argumente war nichts einzuwenden. Ich dankte ihm für den guten Rat, grüßte und ging.

Lange trieb ich mich ziellos in den Straßen umher. Ich kam auf den Einfall zum alten Wenezianow zu gehen, um von ihm vielleicht etwas Bestimmtes zu erfahren, aber es war bereits nach Mitternacht und Wenezianow war kein Junggeselle wie unsereiner. An einen Besuch nach Mitternacht war daher nicht zu denken. Es kam mir auch der Gedanke, auf die Troitzkij-Brücke zu gehen, um mich dort an dem Sonnenaufgang zu ergötzen. Doch war der Weg zur Brücke weit, und ich begann schon müde zu werden. Wäre es nicht besser, sich mit einer stillen Rast bei den Riesensphinxen zu begnügen?—dachte ich. Die Newa ist doch hier wie dort ein und dieselbe. Dieselbe, — und doch nicht dieselbe. In solche Gedanken versunken, langte ich bei den Sphinxen an. Ich setzte mich dort auf eine Granitbank, lehnte mich gegen die bronzene Ballustrade und betrachtete lange die still dahinfließende, schöne Newa.

Vor Sonnenaufgang kam der Torwart der Akademie zur Newa, um Wasser zu holen, und weckte mich, wobei er in einem belehrenden Tone vor sich hin brummte: „Gut, daß noch keine Leute hier sind; die hätten Sie gewiß für einen Betrunkenen gehalten.“ Ich dankte ihm mit einem Zehnkopeken-

stück, ging nach Hause und bald schlief ich, wie man zu sagen pflegt, den tiefen Schlaf eines Hausherrn.

Punkt elf Uhr war ich bei Karl Pawlowitsch. Lukan öffnete mir die Tür und sagte:

— Sie werden gebeten, hier zu warten.

Im Atelier fiel mir als erstes „Der Heilige Johannes“ von Zampieri in die Augen, ein Gemälde, das mir bisher nur vom Hörensagen und nach einem Kupferstich von Müller bekannt war. Und wieder stiegen mir Zweifel auf. Sollte es vielleicht nur dieses Bild sein, das mir Wassilij Andrejewitsch zu zeigen beabsichtigte? Warum schrieb er aber dann: Bringen Sie auch ihn mit? Das Schreiben hatte ich bei mir. Ich zog es aus der Tasche, und nachdem ich einigemal das post scriptum durchgelesen hatte, beruhigte ich mich ein wenig und trat vor das Bild. Aber meine Unruhe verdarb mir die Freude an diesem hochkünstlerischen Werk.

Trotz meiner Ungeduld hatte ich gar nicht bemerkt, daß Karl Pawlowitsch in Begleitung des Grafen Wielhorskij und W. A. Shukowskijs ins Atelier getreten war. Mit einer Verneigung trat ich ihnen meinen Platz ab und näherte mich dem Porträt von Shukowskijs. Lange ergötzen sie sich schweigend an dem herrlichen Werk des armen Märtyrers Zampieri, während ich mich vor Ungeduld kaum halten konnte. Endlich nahm Shukowskijs ein nach amtlicher Vorschrift gefaltetes Schreiben aus seiner Tasche und reichte es mir mit den Worten:

— Übergeben Sie dies Ihrem Schüler.

Ich öffnete das Schreiben: es war die Befreiungsurkunde unseres gemeinsamen Schützlings, die

von dem Grafen Wielhorskij, von Shukowskij und K. Brülöw als Zeugen unterzeichnet war. Dreimal bekreuzigte ich mich andächtig, und dreimal küßte ich die erlauchten Unterschriften.

Ich dankte diesem großen und menschenfreundlichen Trio so gut ich konnte, verabschiedete mich, ließ auf den Gang hinaus und eilte geradewegs zu Wenezianow.

Der gute Alte empfing mich mit der freudigen Frage: „Was gibt's?“ Schweigend nahm ich die kostbare Urkunde aus der Tasche und reichte sie ihm.

— Ich weiß... ich weiß alles,—sagte er und gab mir das Papier zurück.

— Aber ich weiß nichts! Erzählen Sie mir doch um Himmels willen, wie das zustande kam.

— Danken wir Gott, daß es zustande kam. Wir aber wollen zuerst essen, und dann werde ich Ihnen alles erzählen; die Geschichte ist lang, aber über alle Maßen schön.

Und mit erhobener Stimme zitierte er den Vers von Shukowskij:

„Der Haferbret steht auf dem Tisch,
Kinder, sagt das Tischgebet!“

— Gut, Papachen,—rief eine weibliche Stimme und, begleitet von A. N. Mokritzkij, traten die Töchter Wenezianows aus dem Salon. Wir setzten uns zu Tisch. Beim Mittagessen ging es viel lauter und fröhlicher zu wie gewöhnlich. Der Alte war besonders lebhaft. Er erzählte uns die Geschichte des Porträts von W. A. Shukowskij, sprach aber fast nichts von seinem Anteil an diesem edlen Werk. Erst ganz zum Schluß fügte er hinzu:

— Und ich habe bei diesem großherzigen Werk einfach die Rolle eines Vermittlers gespielt.

Die Geschichte selbst war folgende: Karl Brülow hatte das Porträt Shukowskijs gemalt, das dann von Shukowskij und dem Grafen Wielhorskij der kaiserlichen Familie für 2500 Papierrubel verkauft worden war; mit diesem Gelde wurde mein Schüler aus der Leibeigenschaft losgekauft. Der alte Wenezianow hatte dabei, wie er sich selber ausdrückte, die Rolle eines eifrigen und edlen Vermittlers gespielt.

— Was soll ich nun tun? — fragte ich — wann und wie soll ich ihm diese Freudenbotschaft mitteilen?

Wenezianow wiederholte dasselbe, was der Arzt mir bereits gesagt hatte, und auch ich selbst war von der Notwendigkeit einer solchen Vorsicht vollkommen überzeugt. Aber wie sollte ich mich beherrschen? Vielleicht wäre es am besten, meine Besuche auf einige Zeit einzustellen? Unmöglich, er könnte denken, daß auch ich erkrankt sei, oder daß ich ihn verlassen habe, und dies würde ihn beunruhigen. Nach langem Nachdenken faßte ich meine ganze Energie zusammen und ging ins Maria-Magdalenen-Spital. Das erste Mal beherrschte ich mich sehr gut, bei meinem zweiten und dritten Besuch begann ich ihn bereits allmählich vorzubereiten. Ich fragte den Arzt, ob man ihn bald aus dem Spital nehmen könne, doch der Arzt riet mir, damit noch zu warten; und wieder ergriff mich eine quälende Ungeduld.

Einmal am frühen Morgen kam der ehemalige Meister meines Schülers zu mir und begann mich ohne alle Umschweife mit Vorwürfen zu überschüt-

ten: ich hätte ihn auf barbarische Weise beraubt, ihm seinen besten Arbeiter entzogen, und er sei deswegen durch meine Schuld schon um manchen Tausender gekommen. Ich konnte lange gar nicht begreifen, um was es sich überhaupt handle, und wieso ich zum Räuber geworden war. Endlich erzählte er mir, daß der Gutsbesitzer ihn gestern zu sich gerufen, ihm die ganze Geschichte erzählt und die Lösung des Vertrages verlangt habe; daß er gestern noch im Krankenhaus gewesen sei, der Kranke aber von nichts wisse.

— Das hast du nun mit deiner Vorsicht! — dachte ich bei mir.

— Was verlangen Sie also jetzt von mir? — fragte ich ihn.

— Nichts, ich wollte nur erfahren, ob dies alles auch wahr ist.

— Es ist wahr,—antwortete ich, und wir trennten uns.

Ich war zufrieden, daß die Dinge eine solche Wendung genommen hatten. Der Kranke war nun auf die Nachricht schon vorbereitet und konnte sie daher gefaßter entgegennehmen.

— Ist es wahr? Darf ich wirklich glauben, was ich gehört habe?

Mit dieser Frage empfing er mich bereits an der Tür des Krankenzimmers.

— Ich weiß ja nicht, was du gehört hast.

— Mein Meister sagte mir gestern, daß ich...

Er brach ab, wie wenn er Furcht hätte, den Satz zu Ende zu sprechen, schwieg eine Weile und setzte dann mit kaum hörbarer Stimme fort:—daß ich frei bin... daß Sie...

Und er brach in Tränen aus.

— Beruhige dich,—sagte ich ihm,—es soll erst wahr werden.—Aber er hörte nichts und fuhr fort zu weinen.

Nach einigen Tagen verließ er das Krankenhaus und zog bei mir ein. Er war vollkommen glücklich.

In der göttlichen Natur gibt es viel, unendlich viel Schönes; der Triumph aber, die Krone der unsterblichen Schönheit, ist ein von Glück strahlendes Menschengesicht. Etwas Höheres und Schöneres in der Natur kenne ich nicht. Und an diesem Zauber konnte ich einmal in meinem Leben mich voll und ganz ergötzen. Einige Tage hindurch war mein Schüler so glücklich, so überaus schön, daß ich ihn nicht ohne Rührung ansehen konnte. Auch in meine Seele strömte ein Teil seines grenzenlosen Glückes über. Bald zerfloß er in höchster Wonne, dann wieder strahlte er in stiller Glückseligkeit. Wohl unternahm er während dieser Tage mehrmals den Versuch zu arbeiten, brachte jedoch nichts zuwege; da steckte er seine Zeichnung in die Mappe, zog seine Freiheitsurkunde aus der Tasche, las sie immer wieder durch, Silbe für Silbe, bekreuzte sich, küßte sie und begann zu weinen. Um seine Aufmerksamkeit von dem Gegenstand seiner Freude abzulenken, nahm ich den Freibrief an mich, unter dem Vorwande, daß ich ihn bei Gericht beglaubigen lassen müsse; ihn aber führte ich täglich in die Galerien der Kunstakademie. Als sein Anzug fertig war, kleidete ich, wie eine Pflegemutter, ihn sorgfältig an und ging mit ihm in die Gouvernementsverwaltung. Nachdem dort die heilige Urkunde beglaubigt worden war, führte ich ihn noch in die Stroganow-Galerie, zeigte ihm Velasquez im Ori-

ginal und damit endigten an diesem Tage unsere Abenteuer.

Am nächsten Tag, um die zehnte Morgenstunde, kleidete ich ihn wieder an, führte ihn zu Karl Pawlowitsch, und wie ein Vater seinen geliebten Sohn dem Lehrer übergibt, so übergab ich ihn unserem unsterblichen Karl Pawlowitsch Brülow. Von diesem Tage an begann er Unterricht an der Akademie zu nehmen und wurde Pensionär des Vereins zur Unterstützung von Künstlern.

Lange schon hatte ich die Absicht, unser Nördliches Palmyra zu verlassen, um in der gastfreundlichen Provinz irgendeinen ruhigen Winkel aufzusuchen. Dieses Jahr nun erschloß sich mir der gewünschte Winkel an einer Provinz-Universität, und ich unterließ es nicht, davon Gebrauch zu machen.

Seinerzeit, als ich noch die Gipsklasse besuchte und von einem Wunderland, von einer mit der Kuppel Buonarottis gekrönten Welthauptstadt träumte,—wenn mir damals eine Stelle als Zeichenlehrer an einer Universität angeboten worden wäre, mit Entrüstung hätte ich den Zeichenstift von mir geworfen und ausgerufen: „Ist es dann überhaupt noch der Mühe wert die göttliche Kunst zu erlernen!“—Jetzt aber, wo die Einbildungskraft bereits durch die kalte Überlegung in Schranken gehalten wird, wo man bereits nüchtern und nicht mehr durch ein farbenprächtiges Glasprisma in die Zukunft blickt, jetzt kommt einem unwillkürlich das Sprichwort in den Sinn: „Lieber ein Spatz in der Hand, als hundert auf dem Dache.“

Ich sollte im Winter noch meinen Posten antreten, doch einige persönliche Angelegenheiten, be-

sonders aber die Geschichte mit meinem (nunmehr Karl Brülows) Schüler, seine Krankheit, das langsame Genesen und zuletzt die Geldfrage hielten mich noch in der Hauptstadt zurück. Nachdem alles glücklich geordnet war, übergab ich, wie schon erwähnt, meinen Liebling der Obhut Karl Pawlowitsch Brülows und verließ in den ersten Maitagen die Hauptstadt, und zwar auf lange Zeit.

Vor der Abreise übergab ich meinem Liebling die Wohnung mit den bescheidenen Möbeln, samt Malbrett und dem ganzen Gipszeug, das ich nicht mit mir nehmen konnte, und riet ihm, sich bis zum Winter einen Zimmergenossen zu suchen; im Winter sollte Sternberg zu ihm kommen. Mit Sternberg, der sich damals in der Ukraine aufhielt, hatte ich eine Zusammenkunft bei einem gemeinsamen Bekannten im priluker Bezirk¹ verabredet. Ich nahm mir vor, bei dieser Gelegenheit den herzensguten Willi zu bitten, nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt bei meinem Freunde Quartier zu nehmen, was zu meiner großen Freude auch geschah. Ich riet noch meinem Liebling, von Zeit zu Zeit Karl Brülows zu besuchen, aber nicht zu oft, um ihm durch allzuhäufige Besuche nicht lästig zu werden. Ferner legte ich ihm ans Herz, die Vorlesungen nicht zu versäumen und möglichst viel zu lesen; zuletzt bat ich ihn noch, mir oft zu schreiben, und zwar so, wie man einem leiblichen Vater schreibt.

Nachdem ich ihn dem Schutze der Mutter Gottes empfohlen hatte, nahm ich Abschied von ihm, — leider auf immer!

Die ersten Briefe meines Freundes waren einförmig und glichen dem ausführlichen und monotonen Tagebuch eines Schülers; sie haben nur für

mich, sonst für niemand, Interesse. In den weiteren Briefen dagegen kamen Stil, Bildung und zuweilen auch innerer Gehalt immer mehr zum Durchbruch. So z. B. in seinem neunten Brief:

„Heute um die zehnte Morgenstunde rollten wir das Bild „Die Kreuzigung Christi“ auf die Rollstange und schickten es mit den Modellstehern in die protestantische Peter-Paul-Kirche. Karl Brüllov gab mir den Auftrag, die Überführung des Bildes bis in die Kirche zu beaufsichtigen. Nach einer Viertelstunde kam er selbst, befahl in seiner Anwesenheit das Bild einzurahmen und es auf seinen Platz zu stellen. Da aber das Bild noch nicht gefirnißt war, sah es von weitem nur wie ein dunkler, matter Fleck aus. Nach dem Mittagessen überzog ich gemeinsam mit Michailow das Bild mit Firnis. Bald darauf kam auch Karl Pawlowitsch, besah es sich zuerst von der ersten Bankreihe aus, zog sich aber nach kurzer Zeit auf die allerletzte zurück. Wir traten auf ihn zu und nahmen neben ihm Platz. Lange saß er schweigend da und brummte nur von Zeit zu Zeit: „Vandalen! Kein einziger Lichtstrahl fällt auf den Altar. Wozu brauchen die dann überhaupt Bilder?“

Dann wandte er sich zu uns und sagte, mit der Hand auf den großen Bogen deutend, der die Kirche teilt: „Wenn man eine Kreuzigung malen würde, so groß wie dieser Bogen hier, so etwas könnte ein des Gott-Menschen würdiges Bild werden.“

Ach, wenn ich Ihnen nur den hundertsten, nur den tausendsten Teil davon mitteilen könnte, was ich damals von ihm gehört habe. Aber Sie wissen ja selber, wie er spricht. Seine Worte zu Papier zu bringen, ist unmöglich; sie erstarren dort.

Er entwarf uns auch sofort dieses großartige Bild mit allen seinen Einzelheiten und stellte es in Gedanken an Ort und Stelle auf. Welch ein Bild war das! „Die Kreuzigung“ von Poussin ist eine Sudelei dagegen, und jene von Martens überhaupt nicht der Rede wert.

So phantasierte er lange noch, und ich hörte ihm andächtig zu; dann setzte er seinen Hut auf und verließ die Kirche. Wir, Michailow und ich, folgten ihm. Als wir an den Statuen der Apostel Petrus und Paulus vorübergingen, sagte er: „Puppen in nassen Fetzen! Und noch dazu von Thorwaldsen kopiert“ — Vor dem Laden des Daziario mischte er sich unter die Menge der Gaffer und blieb eine Zeitlang vor dem mit französischen Lithographien geschmückten Schaufenster stehen. Mein Gott, dachte ich, derselbe Genius, der vor kurzem noch so hoch in den Regionen der schönen Kunst geschwebt, ergötzt sich jetzt an den süßlichen Schönheiten eines Grevedon. Unverständlich! Aber doch wahr.

Heute fehlte ich zum ersten Male in der Klasse, weil Karl Pawlowitsch mich nicht fortließ. Er zwang mich, mit Michailow gegen ihn allein Dame zu spielen und verlor an uns seinen Wagen für eine dreistündige Spazierfahrt. Wir fuhren zu den Inseln, er blieb zu Hause und erwartete uns zum Abendessen.

P. S. Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich Ihnen im vorigen Briefe mitteilte, daß ich nach der Herbstprüfung für mein Bild: „Der Fechter“, in die Malklasse für Naturstudien versetzt worden bin. Ohne Sie, mein unvergeßlicher Wohltäter, hätte ich es auch nach einem Jahre nicht zuwege gebracht, in die Malklasse für Naturstudien aufzusteigen,

Ich begann nun die anatomischen Vorlesungen bei Professor Bujalskij zu besuchen; er trägt jetzt über das Skelett vor. Und wieder ist es Ihr Verdienst, daß ich dieses bereits auswendig kenne. Überall nur Sie, mein einziger, mein unvergeßlicher Wohltäter. 'Leben Sie wohl!

Von ganzer Seele Ihr Ihnen ergebener N. N.“

Ich habe mich entschlossen, die Geschichte meines Freundes mit seinen eigenen Briefen fortzusetzen. Dies wird für den Leser umso interessanter sein, da mein Freund in ihnen oft die Beschäftigung und das häusliche Leben Karl Pawlowitschs beschreibt, dessen Lieblingsschüler und Freund er geworden war. Für den zukünftigen Biographen Karl Brülows beabsichtige ich mit der Zeit alle Briefe meines ehemaligen Schülers herauszugeben; hier veröffentliche ich nur jene, die sich unmittelbar auf seine eigenen Beschäftigungen, seine Entwicklung auf dem Gebiete der Kunst und auf die Entwicklung seines inneren, höchst sittlichen Lebens beziehen.

„Nun geht auch schon der Oktober zur Neige und Sternberg ist noch immer nicht da. Ich weiß nicht, was ich mit der Wohnung anfangen soll. Zur Last fällt sie mir gerade nicht, da Michailow die Hälfte der Miete bezahlt. Ich verbringe fast den ganzen Tag bei Karl Pawlowitsch und kehre nur nach Hause zurück, um zu schlafen. Manchmal schlafe ich sogar bei ihm. Dagegen kommt Michailow nicht einmal nachts nach Hause. Gott weiß, was er treibt. Ich treffe mit ihm nur bei Karl Pawlowitsch und von Zeit zu Zeit in der Klasse zusammen. Er ist ein sehr origineller und außerordentlich gutherziger

Mensch. Karl Pawlowitsch schlägt mir vor, ganz zu ihm überzusiedeln, mir aber wäre dies peinlich und außerdem (fast fürchte ich mich, es Ihnen einzugestehen), fühle ich mich bei mir zu Hause viel freier. Überdies möchte ich so gern mit Sternberg einige Monate zusammenleben; besonders, da Sie mir so dazu geraten haben, und Sie mir gewiß nicht schlecht raten werden.

Karl Pawlowitsch arbeitet jetzt sehr fleißig an einer Kopie des „Sankt Johannes“ von Domenichino. Es ist dies eine Bestellung der Kunstakademie. Während der Arbeit lese ich ihm vor. Er hat eine eigene, gute Bibliothek, nur ist sie in großer Unordnung. Einige Male schon haben wir versucht, sie wenigstens ein bißchen in Ordnung zu bringen, aber alles umsonst. Zu lesen gibt es mehr als genug. Karl Pawlowitsch versprach Smirdin, ihm für sein Buch „Die Hundert Schriftsteller“ ein Bild zu zeichnen und zum Dank dafür stellte dieser ihm seine ganze Bibliothek zur Verfügung. Ich habe schon fast alle Romane von Walter Scott gelesen, und jetzt lese ich die „Geschichte der Kreuzzüge“ von Michaud. Ich finde sie besser als alle Romane, und auch Karl Pawlowitsch ist derselben Meinung. Ich zeichnete eine Skizze, wie Peter der Einsiedler den Zug der ersten Kreuzritter durch eine deutsche Stadt führt, wobei ich mich an die Manier und die Kostüme Peccis hielt. Diese Skizze zeigte ich Karl Pawlowitsch, aber er verbot mir aufs strengste, meine Sujets irgend welchen anderen Quellen als der Bibel oder der griechischen und römischen Geschichte zu entlehnen. „Dort“, sagte er, „ist alles Einfachheit und Schönheit, im Mittelalter dagegen Sittenlosigkeit und Verzerrung.“ Und jetzt ist bei

mir zu Hause außer der Bibel kein einziges Buch mehr zu finden. „Die Reise des Anacharsis“ und die „Geschichte Griechenlands“ lese ich bei Karl und für Karl Pawlowitsch und er hört stets mit dem gleichen Vergnügen zu.

Wenn Sie nur sehen könnten, mit welcher gespannten Aufmerksamkeit, mit welcher Herzenslust er seine Kopie beendet. Meine Verehrung für ihn ist grenzenlos; und wie wäre es auch anders möglich? Was für eine wundertätige, magische Wirkung das Original ausübt! Ist es bloß Vorurteil, oder hat die Zeit so bezaubernd die Farben gedämpft, oder war Domenichino am Ende...? Aber nein, dieser Gedanke ist sündhaft, Domenichino konnte nicht größer gewesen sein, als unser göttlicher Karl Pawlowitsch. Manchmal möchte ich, daß das Original recht bald wieder fortgeschafft wird.

Einmal, beim Abendessen, als man auf Kopien zu sprechen kam, behauptete Karl Pawlowitsch, daß er weder in der Malerei noch in der Bildhauerkunst eine wirkliche Kopie, d. h. eine Nachschöpfung, anerkenne; in der Poesie sei ihm nur eine einzige bekannt: „The Prisoner of Chillon“ in der Übersetzung von Shukowskij, und sogleich begann er das Gedicht auswendig vorzutragen. Wie herrlich er deklamiert! Bei Gott, schöner als Brjanskij und Karatygin. Bei dieser Gelegenheit ein Wort über Karatygin. Unlängst besuchte ich mit Karl Pawlowitsch ganz zufällig das Michaelertheater. Man gab „Dreißig Jahre oder das Leben eines Kartenspielers“, ein, wie er sich ausdrückte, „versalzenes“ Drama. In der Pause, zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge begab er sich hinter die Kulissen und kostümierte Karatygin für seine Rolle als

Bettler. Das Publikum raste, es wußte selbst nicht warum. Was doch das Kostüm bei einem guten Schauspieler bedeutet!

Die Taglioni ist bereits nach Petersburg zurückgekehrt und wird bald mit ihren Wundersprüngen beginnen. Karl Pawlowitsch hat sie nicht besonders gern. Ach, wenn nur Sternberg bald käme! Ich habe ihn liebgewonnen, ohne ihn noch gesehen zu haben. Karl Pawlowitsch ist allzugroß für mich, und so gut und wohlwollend er zu mir auch sein mag, fühle ich mich manchmal doch einsam. Michailow ist ein guter, liebenswürdiger Kamerad, aber nichts reißt ihn zur Begeisterung hin, nichts scheint ihn zu bezaubern. Oder vielleicht verstehe ich ihn bloß nicht. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter.“

„Meine Freude ist grenzenlos. Sternberg, den ich so lange, so sehnsüchtig erwartete, ist endlich gekommen. Und so plötzlich, so unverhofft! Ich war ganz erschrocken, und wollte meinen Augen lange nicht trauen; ob's nicht eine Vision ist? — dachte ich. Ich komponierte gerade eine Skizze. „Hesekiel auf dem Knochenfeld“. Es war zwei Uhr nachts. Ganz in meinen Hesekiel vertieft, hatte ich vergessen die Tür zu schließen. Plötzlich tat sie sich auf und herein trat eine menschliche Gestalt in Pelz und Wintermütze. Ich erschrak im ersten Augenblick und fragte instinktiv „Sternberg?“ „Sternberg“, antwortete er. Da ließ ich ihm nicht einmal Zeit, seinen Pelz abzulegen und begann ihn zu küssen; und er tat das gleiche. Lange ergötzen wir uns schweigend aneinander, bis er sich endlich

erinnerte, daß sein Kutscher vor dem Haustor wartete. Er lief nun zum Kutscher hinaus, und ich zum Hausdiener, dem ich den Auftrag gab das Gepäck in die Wohnung zu schaffen. Als dies erledigt war, atmeten wir frei auf. Sonderbar! Es war mir, als ob ich einem alten Bekannten begegnet sei, oder besser gesagt, als ob Sie selber vor mir ständen. Ehe ich ihn ausfragen und er mir antworten konnte, wo und wann er Sie gesehen, wovon Sie gesprochen und wie Sie sich von ihm verabschiedet haben, begann es bereits zu tagen. Wir bemerkten den anbrechenden Tag erst, als der Leuchter einen hellblauen Schatten auf den Tisch warf.

— Jetzt, denke ich, wird man schon irgendwo Tee trinken können,—sagte er.

— Gewiß,—antwortete ich, und wir gingen zusammen in den „Goldenen Anker“.

Nach dem Tee brachte ich ihn zu Bett; ich selbst eilte zu Karl Pawlowitsch, um ihn von meinem Glück zu benachrichtigen. Doch er schlief noch. Was tun? Ich ging ans Ufer, und kaum hatte ich einige Schritte zurückgelegt, als mir Michailow entgegenkam, der augenscheinlich ebenfalls die ganze Nacht nicht geschlafen hatte; er war in Begleitung irgend eines bebrillten Herrn, in Wintermantel. „Lew Alexandrowitsch Elkan“, sagte Michailow, auf den Herrn mit der Brille zeigend.

Ich nannte meinen Namen und wir reichten uns die Hände. Dann erzählte ich Michailow von Sternbergs Ankunft, und der Herr mit der Brille freute sich darüber, wie wenn ein längst erwarteter Freund endlich angekommen wäre.

— Wo ist er denn?—fragte Michailow.

— Bei uns im Zimmer,—antwortete ich.

— Schläft er jetzt?

— Ja.

— Nun, dann gehen wir ins „Kapernaum“; dort schläft man gewiß nicht,—sagte Michailow.

Der Herr mit der Brille nickte zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopf, beide faßten einander unter und gingen weiter; ich folgte ihnen.

Als ich an der Wohnung Karl Pawlowitschs vorbeikam, bemerkte ich im Fenster den Kopf Lukians, und folgerte daraus, daß der Maestro schon auf sei. Ich nahm von Michailow und Elkan Abschied und ging zu ihm. Im Korridor kam er mir entgegen, eine frische Palette und reine Pinsel in der Hand. Ich begrüßte ihn und ging wieder fort.

Jetzt wäre ich unfähig gewesen nicht nur laut, sondern auch für mich allein zu lesen. Nachdem ich eine Zeitlang am Ufer umhergegangen war, kehrte ich in meine Wohnung zurück. Sternberg schlief noch. Ich setzte mich still auf einen Sessel neben sein Bett und mit Wohlgefallen betrachtete ich sein kindlich reines Antlitz; dann nahm ich Bleistift und Papier und begann Ihren, folglich auch meinen Freund, zu zeichnen. Für eine Skizze waren Ähnlichkeit und Ausdruck gut gelungen. Eben hatte ich die Gestalt im Umriß fertig gezeichnet und die Falten der Decke angelegt, als Sternberg erwachte, und mich so auf frischer Tat ertappte. Ich wurde verlegen. Er sah es und begann herzlich zu lachen.

— Zeigen Sie nur, was Sie da gezeichnet haben,—sagte er.

Ich zeigte es ihm, er lachte wieder hell auf und lobte meine Zeichnung über alle Maßen.

— Ich werde es Ihnen einmal mit gleichem vergelten,—sagte er lachend, sprang aus dem Bett,

wusch sich, öffnete sein Ränzel und begann, sich anzukleiden.

Dann zog er aus dem Ränzel unter seiner Wäsche eine dicke Mappe hervor, reichte sie mir und sagte:

— Da ist fast alles, was ich vorigen Sommer in der Ukraine gemacht habe. Es fehlen nur einige Ölbilder und Aquarelle. Schauen Sie sich es an, wenn Sie Zeit haben, ich muß jetzt irgendwo hinfahren. Auf Wiedersehen!—Während er mir die Hand reichte, sagte er noch:—Was wohl heute im Theater gegeben wird? Ich sehne mich schon sehr danach. Gehen wir doch abends zusammen hin.

— Mit dem größten Vergnügen!—sagte ich, —holen Sie mich nach dem Unterricht von der Mal-klasse ab.

— Gut,—sagte er schon hinter der Tür.

Wäre nicht Lukian von Karl Pawlowitsch gekommen, ich hätte gewiß an das Mittagessen vergessen. Mir war es sogar ärgerlich, daß ich für Lukians Roastbeef die Mappe Sternbergs lassen mußte.

Während des Essens erzählte ich Karl Pawlowitsch von meinem Glück, und dieser wünschte Sternberg zu sehen. Ich sagte ihm, daß wir vereinbart hätten, zusammen ins Theater zu gehen. Er äußerte nun den Wunsch mit uns zu gehen, vorausgesetzt, daß etwas gutes gespielt wird. Zum Glück spielte man an diesem Abend im Alexander-Theater „Das verzauberte Haus“. Nach dem Unterricht kam Karl Pawlowitsch zu uns in die Klasse, nahm mich und Sternberg mit sich, setzte uns in seinen Wagen, und wir fuhren ins Theater, uns Ludwig XI. anzusehen. So endigte der erste Tag.

Am nächsten Tag in aller Frühe nahm Stern-

berg seine umfangreiche Mappe und wir gingen zu Brülow. Dieser war ganz entzückt von Ihrer „einförmig - vielförmigen Ukraine“, wie er sich ausdrückte, und von Ihren „melancholischen Landsleuten“, die Sternberg so wunderbar getreu wiedergegeben hatte. Welch eine Menge von Zeichnungen, und wie schön alle! Auf einem kleinen Streifen grauen Umschlagpapiers eine horizontal gezogene Linie; ganz im Vordergrund eine Windmühle, zwei Ochsen neben einem mit Säcken beladenen Wagen; und alles dies nicht einmal ausgeführt, sondern bloß angedeutet; aber wie reizend! Unmöglich, die Augen davon zu wenden. Oder ein anderes Bild: Im Schatten einer breitästigen Weide, dicht am Ufer, ein weißes strohbedecktes Hüttchen, das sich im Wasser spiegelt. Bei der Hütte ein Großmütterchen, und auf dem Wasser schwimmen Enten, — dies ist alles; aber wie ausdrucksvoll, wie lebendig!

Die ganze Mappe Sternbergs ist voll solcher Bildchen oder besser gesagt, solcher lebensvollen Entwürfe. Der wunderbare, unvergleichliche Sternberg! Nicht umsonst küßte ihn Brülow.

Unwillkürlich mußte ich da an die Brüder Tschernetzow denken, die, unlängst von einer Wolgareise zurückgekehrt, Karl Pawlowitsch ihre Zeichnungen zur Ansicht brachten: ein großer Haufen Whatmanpapier, in pedanter, deutscher Manier, mit Federstrichen überzogen. Nachdem Karl Pawlowitsch einige dieser Bilder betrachtet hatte, machte er die Mappe zu und sagte: (natürlich nicht zu den Brüdern Tschernetzow) „Nicht einmal eine anständige Pfütze, geschweige denn die Mutter Wolga, vermag ich hier gewahr zu werden.“ Und in einer einzigen Skizze Sternbergs sieht er die ganze

Ukraine. Ihm gefiel Ihre Heimat und die melancholischen Gestalten Ihrer Landsleute so sehr, daß er sich heute, beim Mittagessen schon einen Wirtschaftshof am Strande des Dnjepr, unweit von Kiew, mit allen Bequemlichkeiten und mit einer bezaubernden Staffage in Gedanken ausmalte. Eines nur fürchtete er, und kann es unmöglich außer Betracht lassen: das sind die Herrn Grundbesitzer oder die Feudalhunde, wie er sie nennt.

Er ist ein wahres Kind, mit allen Reizen eines Kindes. Den heutigen Tag beschlossen wir wieder im Theater. Man spielte Schillers „Räuber“. Opern werden fast überhaupt nicht mehr gegeben; nur von Zeit zu Zeit erscheint der „Robert“ oder die „Fenella“. Alles wurde durch das Ballett, oder besser gesagt, durch die Taglioni verdrängt. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter!“

„Es ist nun schon über einen Monat, daß ich mit dem unvergleichlichen Sternberg zusammenlebe und so mit ihm lebe, wie Gott zwei leibliche Brüder zusammenleben lassen möge. Was für ein gutes, sanftmütiges Geschöpf er aber auch ist! Ein echter Künstler! Alles lacht ihm, und allem lacht er entgegen. Eine glückliche, beneidenswerte Natur! Karl Pawlowitsch liebt ihn sehr. Und ist es überhaupt möglich ihn zu kennen und ihn nicht zu lieben?“

Die Tage und Nächte verbringen wir in folgender Weise: Um neun Uhr früh gehe ich in die Malklasse für Naturstudien, (ich male bereits Studienköpfe in Ölfarben, und bei der letzten Prüfung erhielt ich die Note drei). Sternberg bleibt zu Hause

und fertigt nach seinen Skizzen teils Aquarelle, teils kleine Ölbildchen an. Um elf Uhr gehe ich entweder zu Karl Pawlowitsch oder nach Hause und frühstücke mit Sternberg, was uns Gott gerade beschert; dann gehe ich wieder in die Klasse und bleibe dort bis drei Uhr. Nachher gehen wir zu Frau Jurgens Mittag essen. Karl Pawlowitsch geht manchmal mit uns, denn um diese Zeit treffe ich ihn fast jeden Tag bei Sternberg, und er verzichtet oft auf sein aristokratisches Mittagessen für die armselige, demokratische Brühe. Ein wirklich außergewöhnlicher Mensch! Nach dem Essen kehre ich in die Klasse zurück und um sieben Uhr holt mich Sternberg von dort ab, und wir gehen dann beide entweder ins Theater oder am Ufer spazieren, und kehren endlich nach Hause zurück, wo entweder ich etwas vorlese während er arbeitet, oder umgekehrt.

Vor kurzem haben wir „Woodstock“ von Walter Scott gelesen. Ganz besonders fesselte mich die Szene, wo Karl Stuart II., der sich unter einem angenommenen Namen auf dem Schlosse des alten Baron Lee verborgen hält, sich der Tochter des Barons, Julie Lee, als König von England zu erkennen gibt und ihr die ehrenvolle Stelle einer Maitresse an seinem Hofe anbietet. Eine echt königliche Dankbarkeit für die ihm gewährte Gastfreundschaft. Ich entwarf eine Skizze dieser Szene und zeigte sie Karl Pawlowitsch. Dieser lobte meine Wahl und die Skizze selbst und riet mir bei Paul de Laroche zu lernen.

Unlängst hat mich Sternberg mit der Familie Schmidt bekannt gemacht. Schmidt ist ein weitläufiger Verwandter von ihm; ein vorzüglicher Mensch, und seine Familie — ein wahrer Gottesse-

gen. Wir verbringen die Abende oft bei ihnen, und Sonntags essen wir dort sogar zu Mittag. Eine prächtige, liebe Familie! Wenn ich von ihnen fortgehe, ist es mir immer, als ob ich reiner und besser geworden wäre. Ich weiß gar nicht, wie ich Sternberg für diese Bekanntschaft danken soll.

Auch der Familie eines ukrainischen Aristokraten, desselben, bei dem Sie ihm im vorigen Sommer in der Ukraine begegnet sind, hat er mich vorgestellt. Ich verkehre dort selten, und auch das nur Sternbergs wegen. Mir gefällt dieser gönnerhafte Ton und die niedrige Schmeichelmanier seiner ungehobelten Gäste nicht, die er mit seinen opulenten Dinern füttert und mit ukrainischem Zwetschenschnaps trinkt. Ich habe lange nicht verstehen können, wie Sternberg so etwas überhaupt ertragen kann. Endlich aber klärte sich die Sache von selbst auf. Einmal kehrte er von den Tarnowskijs, sich ganz unähnlich, nämlich böse, nach Hause zurück. Lange ging er schweigend im Zimmer umher, legte sich dann aufs Bett, stand wieder auf und legte sich abermals hin... das wiederholte er dreimal, bis er sich endlich beruhigte und einschlief. Plötzlich hörte ich, wie er im Traume den Namen einer der Tarnowskijschen Nichten aussprach. Da erst begann ich zu begreifen, um was es sich eigentlich handelt. Am nächsten Tag ging Willi wieder zu den Tarnowskijs und kehrte spät nachts verweint zurück. Ich tat, als ob ich gar nichts bemerke. Er warf sich auf den Diwan, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind. So verging wenigstens eine Stunde; dann stand er auf, näherte sich mir, umarmte mich, küßte mich und mit einem bitteren Lächeln setzte er sich neben mich und

erzählte mir die Geschichte seiner Liebe. Eine alltägliche Geschichte. Er hatte sich in die ältere Nichte Tarnowskijs verliebt; diese aber, obwohl sie ihm ebenfalls zugetan war, zog es vor, irgend einen kahlköpfigen Doktor Burzew zu heiraten. Eine alltägliche Geschichte. Nach dieser Beichte beruhigte er sich ein wenig, und ich brachte ihn zu Bett.

Am zweiten und dritten Tag sah ich ihn kaum. Er ging früh aus, kehrte spät abends zurück; Gott allein mag wissen, wo er sich den ganzen Tag über herumtrieb. Ich versuchte mit ihm zu reden, aber er antwortete kaum. Da schlug ich ihm vor, die Schmidts zu besuchen, doch er schüttelte nur abschlägig den Kopf. Sonntags früh machte ich ihm den Vorschlag, in das Treibhaus des botanischen Gartens zu fahren. Er willigte, wenn auch ungerne, ein. Der Besuch im Treibhaus tat ihm gut. Er wurde ein wenig heiterer und begann von einer Reise in jene Zauberländer zu träumen, wo alle diese seltenen Pflanzen, wie bei uns die Disteln, wachsen.

Nachdem wir das Treibhaus verlassen hatten, schlug ich ihm vor, im deutschen Restaurant auf der Krestowskij-Insel zu Mittag zu essen. Er willigte gern ein. Nach dem Essen hörten wir uns die Tiroler an, schauten eine Weile den Rodlern zu, die den Berg hinuntersausten, und fuhren dann geradewegs zu den Schmidts. Die Schmidts waren an diesem Tage bei Fitztum, (dem Universitätsinspektor) zu Mittag geladen, und blieben auch den ganzen Abend dort. Wir fuhren ebenfalls hin. Man empfing uns mit der Frage, wo wir bis jetzt gesteckt hätten! Bei Fitztums ergötzten wir uns an dem Quintett von Beethoven und einer Sonate von Mozart, in welcher der vortreffliche Behm das Solo spielte;

gegen ein Uhr nachts kehrten wir nach Hause zurück. Der arme Willi wurde wieder trübsinnig. Ich tröstete ihn nicht; womit auch?

Am nächsten Tag ging ich im Auftrag Karl Pawlowitschs in die Buchhandlung Smirdin und holte unter anderen die beiden Nummern der „Le-sebibliothek“, in denen sich der Roman „Nicolas Nickleby“ von Dickens befindet. Dabei kam ich auf den Einfall, bei den Schmidts literarische Abende zu veranstalten, und Sternberg dazu einzuladen. Gedacht, getan. Am selben Tag nach dem Abendunterricht nahmen wir die Bücher unter den Arm und begaben uns zu Schmidts. Dort wurde mein Vorschlag mit Begeisterung aufgenommen, und sofort nach dem Tee begann das Vorlesen. Am ersten Tage las ich vor, am zweiten Sternberg, und so wechselten wir täglich ab, bis der Roman zu Ende war. Diese Beschäftigung übte einen vorzüglichen Einfluß auf Sternberg aus. Nach „Nicolas Nickleby“ lasen wir in gleicher Weise „Kenilworth“, dann „Die schöne Jungfrau von Perth“ und noch einige Romane von W. Scott. Oft blieben wir bis nach Mitternacht auf. So verging uns die Zeit, und wir merkten gar nicht, daß Weihnachten bereits vor der Tür stehe. Sternberg ist wieder ganz zu sich gekommen, wenigstens arbeitet er schon und grämt sich weniger; mit Gottes Hilfe wird auch dies vorübergehen. Leben Sie wohl, mein leiblicher Vater! Ich will Ihnen nicht versprechen, Ihnen in der nächsten Zeit wieder zu schreiben, denn die Feiertage rücken heran, und eine Reihe Bekanntschaften, die ich alle Sternberg zu verdanken habe, dürfen unmöglich vernachlässigt werden. Ich kaufte mir zu den Feiertagen einen neuen Anzug

aus englischem Stoff, aus dem gleichen, wie ihn Sternberg hat, damit die Schmidts uns nun mit Recht Kastor und Pollux nennen dürfen; für den Frühling gedenken wir uns Mäntel aus Kamelott zu bestellen. Geld habe ich jetzt in Überfluß. Ich begann Aquarellporträte zu malen, zuerst umsonst, dann aber für Geld. Karl Pawlowitsch habe ich noch nichts davon gezeigt; ich fürchte mich. Ich halte mich in diesen Arbeiten mehr an Sokolow; der süßlichwidrige Gau gefällt mir nicht. Ich beabsichtige auch, mich mit der französischen Sprache zu befassen; es ist dies unbedingt notwendig. Eine alte Witwe bot mir ihre Dienste an, wenn ich ihrem Sohne dafür Zeichenunterricht erteile;—eine gegenseitige Gefälligkeit. Mir aber gefällt dieser Vorschlag nicht. Erstens, weil es weit ist, (in der Ertelew-Querstraße), und zweitens ist es gerade keine Annehmlichkeit, sich zwei Stunden lang mit einem verzogenen Bengel herumzuplagen. Ich ziehe es vor, diese zwei Stunden für Aquarellporträte zu verwenden und mir für den Erlös einen Lehrer zu nehmen. Ich glaube, auch Sie werden der Meinung sein, daß dies besser ist. Brülow besitzt Gibbon in französischer Sprache, und ich kann nicht gleichgültig darauf sehen. Ich weiß nicht, ob Sie Brülows Skizze, oder besser gesagt, sein kleines Bild „Genserichs Ankunft in Rom“ gesehen haben; jetzt ist es bei ihm im Atelier. Herrlich! Wie eben alles herrlich ist, was unter seinem Pinsel entsteht. Wenn Sie es noch nicht gesehen haben, so werde ich eine kleine Zeichnung davon anfertigen und sie Ihnen schicken. Auch den „Springbrunnen von Baktschisaraj“ werde ich Ihnen schicken. Dieses Bild, denke ich, hat er noch zu Ihren Zeiten begonnen.

Ach, fast hätte ich vergessen! Ein außergewöhnliches Ereignis steht bevor—Karl Pawlowitsch heiratet: nach den Feiertagen ist Hochzeit. Seine Braut ist die Tochter eines angesehenen Bürgers aus Riga, des Herrn Tima. Ich habe sie noch nicht gesehen, doch sagt man, daß sie wunderschön sei. Ihrem Bruder begegne ich zuweilen in der Klasse; er ist Sauerweidts Schüler, auch ein ungemein schöner Jüngling. Wenn alles abgelaufen sein wird, werde ich es Ihnen in den kleinsten Einzelheiten beschreiben. Vorläufig leben Sie nochmals wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter!“

„Es ist nun zwei Monate her, seit ich Ihnen das letzte Mal geschrieben habe. Ein so langes Schweigen ist unverzeihlich, doch habe ich absichtlich gewartet, bis die interessante Episode in Karl Pawlowitschs Leben zu Ende geht. Ich schrieb Ihnen bereits im letzten Brief, daß er im Begriffe sei, zu heiraten; jetzt will ich Ihnen mitteilen, wie es zustande gekommen und wie es wieder auseinander gegangen ist.

Am Tage der Trauung kleidete sich Karl Pawlowitsch wie gewöhnlich an, nahm seinen Hut und blieb, durch sein Atelier gehend, vor der schon vollendeten Kopie Domenichinos stehen. Lange stand er so in Schweigen versunken, setzte sich endlich auf einen Stuhl, (außer mir und ihm war niemand im Atelier), schwieg eine Weile und sagte dann, zu mir gewendet:

— Als ob Zampieri mir sagte: Heirate nicht, sonst bist du verloren!

Ich wußte nicht, was ihm darauf zu erwidern; und er nahm seinen Hut und ging zu seiner Braut.

Den ganzen Tag über kehrte er in seine Wohnung nicht zurück. Zur Hochzeit gab es nicht die geringsten Vorbereitungen, sogar Lukians Roastbeef fehlte an diesem Tag, mit einem Wort, es gab nichts, was einem Fest ähnlich gewesen wäre. In der Klasse erfuhr ich, daß die Trauung um acht Uhr in der lutheranischen St. Anna-Kirche in der Kirotschnajastraße stattfinden werde. Nach dem Unterricht nahm ich mit Sternberg eine Droschke und wir fuhren in die Kirotschnajastraße.

In der Kirche zündete man schon die Kerzen an; Karl Pawlowitsch, Sauerweidt und der Bruder der Braut waren bereits anwesend. Als Brülow uns erblickte, kam er auf uns zu, reichte uns die Hand und sagte: „Ich heirate.“

In diesem Augenblick trat die Braut in die Kirche, und er ging ihr entgegen. Noch nie in meinem Leben habe ich eine solche Schönheit gesehen und werde wohl auch nie wieder eine solche Schönheit zu sehen bekommen. Während der Zeremonie stand Karl Pawlowitsch tief in Gedanken versunken neben seiner Braut; nicht ein einziges Mal schaute er sie an. Die Zeremonie war zu Ende, wir beglückwünschten die Neuvermählten, begleiteten sie zu ihrem Wagen und fuhren zu Klej, wo wir zu Abend aßen und zu Ehren des Paares eine Flasche Cliquot tranken. Dies alles ereignete sich am 8. Januar 1839. Auch bei Karl Pawlowitsch endete die Hochzeit mit einer Flasche Cliquot; weder an diesem Tage noch an den folgenden gab es irgendeine Feierlichkeit.

Nach einer Woche begegnete ich ihm auf dem Gang der Kunstakademie, vor der Tür des Grafen Tolstoj, und er lud mich zum Mittagessen ein. Ich

kam. Er zeichnete gerade, auf das Essen wartend, etwas in sein Skizzenbuch und bat mich, ihm aus „Quentin Dorward“ vorzulesen. Kaum aber hatte ich zu lesen begonnen, als er mich unterbrach und laut „Emilia“ rief.

Nach einem Augenblick kam seine wunderschöne Frau. Ich machte eine ungeschickte Verbeugung und er sagte:

— Emilia! Wo sind wir stehen geblieben? Oder nein, setze dich und lies selbst vor. Hören Sie doch, wie herrlich sie russisch liest.

Sie wollte zuerst nicht, schlug aber dann das Buch auf, las einige Sätze mit einer ausgeprägt deutschen Betonung vor, lachte auf, warf das Buch fort und lief davon. Er rief sie wieder und bat sie mit der Zärtlichkeit eines Verliebten sich ans Klavier zu setzen und die Kavatine aus „Norma“ vorzusingen. Sie setzte sich, ohne viel Umstände, ans Klavier und stimmte nach einigen Präludien das Lied an. Ihre Stimme ist weder stark noch effektiv, aber so süß, so bezaubernd, daß ich, während ich ihr lauschte, selber nicht glauben wollte, daß ich den Gesang eines sterblichen, irdischen Wesens und nicht irgendeiner ätherischen Fee vernehme. Ob es nun der magische Einfluß ihrer Schönheit war, oder ob sie wirklich so schön sang, kann ich Ihnen jetzt nicht genau sagen, aber noch heute ist es mir, als ob ich den Klang dieser zauberhaften Stimme höre. Auch Karl Pawlowitsch war durch ihren Gesang bezaubert, denn er saß da, die Hände über seinem Skizzenbuch gekreuzt und hörte nicht einmal, daß Lukian eingetreten war und zweimal bereits wiederholt hatte: „Der Tisch ist gedeckt.“

Nach dem Essen tischte uns Lukian Früchte und

eine Flasche Lacrima Christi auf. Es schlug fünf Uhr, als ich sie verließ und in die Klasse ging. Beim Abschied reichte mir Karl Pawlowitsch die Hand und bat mich, täglich zum Mittagessen zu ihm zu kommen. Ich war über diese Einladung aufs höchste erfreut.

Nach dem Unterricht traf ich beide am Ufer und schloß mich ihnen an. Sie gingen bald nach Hause und luden mich ein mitzukommen. Beim Tee trug uns Karl Pawlowitsch Puschkins „Angelo“ vor, und erzählte, wie der verstorbene Alexander Sergejewitsch ihn einst bat, das Porträt seiner Frau zu malen, er aber ohne weiteres ablehnte, weil sie schielte. Er schlug Puschkin vor, ihn selber zu malen, dieser aber antwortete ihm nun ebenfalls mit einer Ablehnung. Bald darauf starb der Dichter und hinterließ uns kein Bild von sich. Das Bild Kiprenskijs zeigt ihn uns als irgend einen Dandy, aber nicht als Dichter.

Nach dem Tee lehrte uns die reizende Gastgeberin „Halberzwölf“ spielen und verspielte an mich zwanzig Kopeken und an ihren Mann die Kavatine aus „Norma“, setzte sich auch gleich ans Klavier und beglich ihre Schuld. Nach diesem herrlichen Finale dankte ich der bezaubernden Wirtin und dem Wirt und ging nach Hause; es war schon weit nach Mitternacht. Sternberg aber schlief noch nicht; er wartete auf mich. Ich erzählte ihm, ohne den Hut abzunehmen, meine Erlebnisse und er nannte mich einen glücklichen Menschen.

— Du kannst auch mich beneiden, — sagte er dann;—der General-Gouverneur von Orenburg ladet mich für den Sommer zu sich nach Orenburg ein; ich war heute bei Wladimir Iwanowitsch Dahl, und

wir haben uns betreffs der Reise bereits verabredet. Und nächste Woche heißt es: Lebe wohl!

Diese Nachricht betäubte mich; ich konnte lange kein Wort hervorbringen, und als ich mich ein wenig erholt hatte, fragte ich ihn:

— Wie konntest du denn das alles so schnell machen?

— Heute, — antwortete er, — um zehn Uhr ließ mich Grigorowitsch zu sich rufen. Ich ging hin, — er schlug mir diese Reise vor, ich willigte ein, ging zu Dahl, und die Sache war erledigt.

— Was aber soll ich ohne dich anfangen? Wie werde ich ohne dich leben können? — fragte ich unter Tränen.

— Wie ich ohne dich: wir werden lernen, arbeiten und so die Einsamkeit nicht empfinden. — Ja, noch eines, — setzte er hinzu, — für morgen sind wir bei Joachim zu Tisch geladen. Er kennt dich und hat mich gebeten, dich mitzubringen. Einverstanden?

— Einverstanden, — antwortete ich, und wir gingen schlafen.

Am nächsten Tag speisten wir bei Joachim. Er ist der Sohn des bekannten Wagenfabrikanten, ein lustiger, gutmütiger und überaus gebildeter Deutscher. Nach dem Essen zeigte er uns seine Kupferstichsammlung, unter anderen einige Hefte sehr schöner Lithographien der dresdner Galerie, die er soeben erhalten hatte. Da es gerade Samstag war, brachten wir auch den Abend bei ihm zu. Beim Tee kam man zufällig auf die Liebe und auf Verliebte zu sprechen. Der arme Sternberg saß wie auf Nadeln. Ich versuchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, Joachim aber griff es, wie

absichtlich, immer wieder auf und gab zuletzt folgende Anekdote von sich selbst zum besten.

— Als ich mich in meine Adelheid, sie sich aber nicht in mich, verliebt hatte, da beschloß ich, mir das Leben zu nehmen. Ich wählte den Tod durch Kohlendioxid, besorgte alles, was dazu nötig war, schrieb Briefe an einige Freunde, unter andern auch an sie (dabei zeigte er auf seine Frau), verschaffte mir eine Flasche Rum und ließ mir das Feuerbekken mit Kohle, Brennholz und eine Kerze bringen. Als nun alles bereit war, verschloß ich die Tür, füllte ein Glas mit Rum, trank es leer und sogleich begann mir „Belsazars Festgelage“ von Marten zu träumen. Ich trank ein zweites Glas und mir träumte nichts mehr. Meine durch mich selber von meinem frühzeitigen, tragischen Tode benachrichtigten Freunde eilten herbei, brachen die Tür auf und fanden mich völlig betrunken in meinem Zimmer. Ich hatte nämlich vergessen, die Kohle anzuzünden, denn sonst wäre ich auch wirklich ums Leben gekommen. Nach dieser Begebenheit wurde meine Adelheid mir geneigter und ging schließlich darauf ein mich zu heiraten.

Diese Erzählung schloß er mit einem guten Glas Punsch.

Joachim gefiel mir in seinem Benehmen außerordentlich, und ich nahm mir vor, ihn möglichst oft zu besuchen.

Den Sonntag verbrachten wir bei Schmidts. Um elf Uhr kehrten wir von dort zurück. Schon waren wir im Begriffe, uns zu entkleiden, als Sternberg, der sein Taschentuch suchte, statt des Tuches eine Anzeige aus seiner Tasche hervorzog.

— Richtig! Heute gibt's doch Maskenball im

Großen Theater, — sagte er und breitete die Anzeige aus.—Fahren wir hin!

— Einverstanden! Zum Schlafen finden wir immer noch Zeit, — antwortete ich, und nachdem wir unsere Überröcke mit Fräcken vertauscht hatten, fuhren wir zuerst zur Polizeibrücke in einen Kostümladen, wo wir uns Kapuzineraffen-Masken und schwarze Halbmasken kauften, und begaben uns ins Theater. Der hellerleuchtete Saal war bald mit maskiertem Publikum gefüllt, die Musik dröhnte, und in das Lärmen und allgemeine Stirnengewirr mischte sich das Gekreische der kleinen Kapuzineraffen. Bald wurde es heiß und die Maske begann mir fürchterlich zuzusetzen. Ich nahm sie ab, ebenso Sternberg; vielleicht schien dies dem oder jenem etwas sonderbar, wir aber kümmerten uns nicht darum.

Um dem Gedränge zu entgehen und ein wenig frische Luft zu schöpfen, beschlossen wir, uns in die oberen Räume zurückzuziehen. Keine einzige Maske, sei es auch nur zum Ulk, verfolgte uns. Auf der Treppe erst stießen wir mit Elkan zusammen, demselben Herrn mit der Brille, dem ich einst in Begleitung Michailows begegnet war. Er erkannte mich und auch Sternberg und, aus vollem Halse lachend, schloß er uns beide in seine Arme. In diesem Augenblick trat ein junger Seekadett auf uns zu, und Elkan stellte ihn als seinen aufrichtigen Freund, Sascha Obolenskij, vor. Es war bereits drei Uhr, als wir die oberen Räume betraten. In einem der Nebensäle stand ein gedeckter Tisch, und die kauenden Gäste begannen auch meinen Appetit zu reizen. Ich teilte dies Sternberg flüsternd mit, und er gab laut seiner Einwilligung Ausdruck. Elkan und

Obolenskij jedoch protestierten dagegen und schlugen vor, unbedingt zu Klej zu fahren und dort, wie es sich gehört, ordentlich zu speisen.

— Denn hier,—sagte Elkan,—wird man uns gewiß nicht satt machen, dafür aber das Zehnfache verlangen.

Wir alle stimmten ihm zu und begaben uns zu Klej.

Der junge Seekadett gefiel mir wegen seiner gewandten Manieren. Bisher hatte ich bloß mit meinen bescheidenen Kameraden verkehrt, einen Jüngling „aus der großen Welt“ hingegen sah ich zum ersten Mal. Wortspiele und Witze schüttelte er nur so aus dem Ärmel und Couplets aus Vaudevilles kannte er eine ganze Menge. In der Tat, ein reizender Bursche!

Wir saßen bei Klej bis zum hellen Morgen, und da der verwegene Seekadett ein wenig benebelt war, nahmen wir ihn in unsere Wohnung mit; von Elkan verabschiedeten wir uns im Restaurant.

So lebe ich jetzt; treibe mich auf Maskenbällen herum, speise in Restaurants und werfe mutwillig das Geld hinaus. Und ist es denn so lange her, daß über der Newa jener unvergeßliche Morgen strahlte, da Sie mich im Sommergarten vor der Saturnstatue zum ersten Male erblickten? Jener unvergeßliche Morgen, mein unvergeßlicher Wohltäter! Womit und wie kann ich mich Ihnen auf würdige Art dankbar erweisen? Außer der reinen, herzlichen Gebetträne habe ich nichts.

Um neun Uhr ging ich wie gewöhnlich in die Klasse, Sternberg blieb mit dem Gast zu Hause; der Gast schlief noch. Um elf Uhr ging ich zu Karl Pawlowitsch und hörte einen lieben Vorwurf aus

dem Munde der lieben Emilia Karlowna. Wir spielten bis zwei Uhr „Halberzwölf“. Sie wollte, daß ich bis zum Mittagessen bei ihnen bleibe, und ich war gerne bereit einzuwilligen; Karl Pawlowitsch jedoch meinte, daß es nicht angehe, die Arbeit zu vernachlässigen. Ich errötete bis über die Ohren und verabschiedete mich. Um drei Uhr kam ich wieder, und um fünf Uhr, nach Tisch, verließ ich sie und kehrte in die Klasse zurück.

So verbrachte ich jeden Tag bei ihnen, außer Samstag und Sonntag. Der Samstag war für Joachim und der Sonntag für Schmidts und Fitztums bestimmt. Sie werden bemerkt haben, daß alle meine Bekannten Deutsche sind, aber was für Deutsche! Ich bin einfach verliebt in sie. Sternberg hatte die ganze Woche mit seinen Reisevorbereitungen zu tun, und hat sicher irgendetwas vergessen dabei. Das ist einmal seine Natur. Samstag waren wir bei Joachim und trafen dort den alten Kolmann, den bekannten Aquarellmaler, Joachims Lehrer.

Nach dem Essen nötigte Kolmann seinen Schüler uns seine Baumstudien zu zeigen, was dieser nur ungern tat. Die Studien sind mit weißem und schwarzem Bleistift auf grauem Papier ausgeführt und zwar so schön und exakt, daß ich mich an ihnen gar nicht satt sehen konnte. Für eine dieser Studien hatte er die zweite silberne Medaille erhalten. Der gute Kolmann pries diese Zeichnung, als das Meisterwerk seines Schülers, über alle Maßen, und schwur bei allen Heiligen, daß er selber nicht so gut zu zeichnen verstehe.

Da Sternberg uns nach zwei Tagen bereits verlassen sollte, fragte ihn Joachim, wie er diese Tage zu verbringen gedenke. Sternberg, scheint es, hatte

darüber noch gar nicht nachgedacht. Joachim legte nun folgenden Plan vor: Morgen, also Sonntag, die Stroganow- und Jussupow-Galerie, und Montag die Eremitage zu besuchen. Der Vorschlag wurde angenommen. Am nächsten Tag kamen wir zu Joachim und begaben uns in die Jussupow-Galerie. Man meldete dem Fürsten, daß jene und jene Künstler um die Erlaubnis bitten, seine Galerie zu besuchen. Der höfliche Wirt ließ uns antworten, daß es heute Sonntag und draußen schönes Wetter sei, und er uns daher den Rat geben könne, statt an den Werken der schönen Kunst, uns an der schönen Natur zu ergötzen. Uns blieb natürlich nichts anderes übrig, als dem Fürsten für diesen verbindlichen Rat zu danken. Um nicht denselben Rat von Stroganow hören zu müssen, begaben wir uns in die Eremitage und erfreuten uns dort volle drei Stunden lang in wahrer Anbetung an den Meisterwerken der schönen Kunst. Zu Mittag aßen wir bei Joachim und den Abend verbrachten wir im Theater.

Montag früh erhielt Sternberg von Dahl einen Brief. Wladimir Iwanowitsch schrieb ihm, er möge um drei Uhr zur Abreise fertig sein. Sternberg fuhr zu seinen Freunden, um von ihnen Abschied zu nehmen, und ich machte mich daran, seine Sachen zu packen. Um drei Uhr waren wir bereits bei Dahl, um vier Uhr küßte ich Sternberg; bei dem mittleren Schlagbaum, und einsam, fast weinend, kehrte ich nach Petersburg zurück. Es kam mir der Gedanke zu Joachim zu fahren, aber ich empfand das Bedürfnis allein zu sein, auch nach Hause zurückkehren wollte ich nicht; ich fürchtete, daß die Öde dort mich ganz niederschlagen werde. Ich verabschiedete den Kutscher und ging zu Fuß weiter.

Aber so weit auch der Weg war, gelang es mir dennoch nicht, wie ich gehofft hatte, mich müde zu laufen, und so irrte ich lange noch an dem der Akademie gegenüber liegenden Ufer ziellos umher. In Karl Pawlowitschs Wohnung war noch Licht. Nach einer Weile erlosch es und kurze Zeit darauf trat er mit seiner Frau an das Ufer. Um ihnen nicht zu begegnen, ging ich nach Hause, zog mich aus und legte mich, ohne Licht, anzuzünden, schlafen.

Ich bleibe jetzt fast nie zu Hause: ohne Sternberg ist alles dort öde und langweilig. Michailow wohnt wieder bei mir und ist ebenso wie früher niemals zu Hause. Er hat irgendwo, wahrscheinlich bei Elkan, ebenfalls die Bekanntschaft des Seekadetten Obolenskij gemacht. Dieser erscheint oft nachts in meiner Wohnung, und wenn Michailow nicht zu Hause ist, schläft er in seinem Bett. Er gefällt mir bei weitem nicht mehr so, wie ehemals. Entweder ist er wirklich so langweilig oder aber scheint es mir nur so, denn ich selber bin ein ganz anderer geworden. Und in der Tat, den Unterricht besuche ich zwar regelmäßig, wie früher, doch arbeite ich träge. Karl Pawlowitsch bemerkt dies wohl; und obgleich es mir Kummer bereitet, weiß ich nicht, wie ich mich bessern soll.

Emilia Karlowna ist wie immer freundlich gegen mich und spielt wie immer „Halberzwölf“ mit mir.

Bald nach der Abreise Sternbergs befahl mir Karl Pawlowitsch Papier und Bleistifte für ihn bereit zu legen. Er will zwölf Köpfe seiner Frau in verschiedenen Stellungen zeichnen, als Illustration zu Shukowskijs Ballade: „Die zwölf schlafenden Jungfrauen“. Aber Papier und Bleistifte liegen unbenutzt.

Es war Ende Februar; ich saß wie gewöhnlich mit ihnen beim Mittagessen. An diesem verhängnisvollen Tag schien mir die Frau Karl Pawlowitschs besonders reizend; bei Tisch schenkte sie mir Wein ein und war so liebenswürdig, daß ich, als es fünf Uhr schlug, bereit war, die Klasse ganz zu vergessen; sie selber aber erinnerte mich daran. Da war nichts zu machen, ich stand vom Tisch auf und ging, ohne Abschied zu nehmen, fort; versprach aber nach dem Abendunterricht wiederzukommen und ihr im „Halberzwölf“ tüchtig abzugewinnen.

Kaum war der Unterricht zu Ende, begab ich mich meinem Versprechen gemäß zu ihnen. An der Tür kam mir Lukian entgegen und teilte mir mit, daß der Herr befohlen hätte, niemanden zu empfangen. Ich wunderte mich nicht wenig über diese Veränderung und ging nach Hause. Dort traf ich gegen die Gewohnheit bereits Michailow an und den verwegenen Seekadetten. Der Abend verflog uns mit heiterem Geplauder. Um zwölf Uhr gingen sie Nachtmahl essen, und ich legte mich schlafen.

Am Morgen des nächsten Tages, nach dem Unterricht, ging ich zu Karl Pawlowitsch. Kaum hatte ich sein Atelier betreten, als er mich heiter mit den Worten begrüßte: „Beglückwünschen Sie mich, ich bin wieder Junggeselle!“

Zuerst verstand ich ihn nicht; er wiederholte es noch einmal. Aber noch immer wollte ich es nicht glauben, bis er, gar nicht mehr lustig, hinzufügte:

— Meine Frau ging gestern nach dem Mittagessen zu Frau Sauerweid und kehrte nicht mehr zurück.

Dann befahl er durch Lukian, daß Lipin ihm Farben und Palette bringe. Nach kurzer Zeit bekam

er alles und ging an die Arbeit. Auf dem Gestell stand das noch unvollendete Porträt des Grafen Mussin-Puschkin. Karl Pawlowitsch machte sich daran. Doch, so sehr er auch bemüht war, sich gleichgültig zu zeigen, arbeiten konnte er nicht. Zuletzt warf er Palette und Pinsel fort und sprach gleichsam zu sich selber: „Sollte mich das wirklich so aufregen? Arbeiten kann ich nicht.“ Und er ging in seine Wohnung hinauf.

Um zwei Uhr ging ich in die Klasse, immer noch nicht überzeugt von dem, was vorgefallen war. Um drei Uhr verließ ich die Klasse und wußte nicht, was anzufangen. Zu ihm gehen, oder ihn in Ruhe lassen? Aber im Gange begegnete mir Lukian und machte meinen Bedenken ein Ende. „Der Herr bittet zu Tisch“—sagte er. Ich speiste eigentlich ganz allein, denn Karl Pawlowitsch rührte nichts an, setzte sich nicht einmal zu Tisch, klagte über Kopfschmerzen und rauchte dabei eine Zigarre. Am nächsten Tag legte er sich zu Bett und blieb zwei Wochen liegen. Die ganze Zeit über verließ ich ihn nicht. Manchmal sprach er im Fieber, doch nicht ein einziges Mal erwähnte er den Namen seiner Frau. Endlich begann er sich wieder zu erholen, und eines Abends rief er seinen Bruder Alexander zu sich und bat ihn, ihm einen Advokaten zu empfehlen, um die nötigen Schritte zu einer gesetzlichen Scheidung zu tun. Jetzt geht er bereits wieder aus und bestellte bei Dovizielli eine große Leinwand; er will ein Bild „Mariä Himmelfahrt“ für die kasaner Kathedrale malen, und in Erwartung der Leinwand und des Sommers hat er einstweilen die lebensgroßen Porträte des Fürsten Nikolajewitsch Golitzyn und Fedor Iwanowitsch Prjanischnikows

begonnen. Der Greis wird sitzend, im grauen Frack, mit dem Andreas-Band dargestellt werden.

Ich schreibe Ihnen nichts von den Gerüchten, die von Karl Pawlowitsch in der Stadt, und selbst in der Akademie, in Umlauf sind. Diese Gerüchte sind absurd und empörend; es wäre sündhaft, sie zu wiederholen. In der Akademie hält man allgemein Sauerweidt für den Urheber dieser Gerüchte, und ich habe Anlaß, daran zu glauben. Lassen Sie nur etwas Zeit darüber verstreichen, dann werde ich Ihnen meinen Verdacht mitteilen; einstweilen muß erst das Material gesammelt und gesichtet werden. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter!

P. S. Von Sternberg erhielt ich aus Moskau einen Brief. Der gute Willi. Er vergißt auch Sie nicht, läßt Sie grüßen und bittet, wenn Sie zufällig in der Ukraine der älteren Nichte Tarnowskijs, Frau Burzew, begegnen sollten, ihn derselben bestens zu empfehlen. Armer Willi. Er denkt noch immer an sie!“

Den folgenden Brief übergehe ich, da er außer Klatschereien und Verleumdungen, die gegen die Person Karl Pawlowitschs in Umlauf gebracht wurden, nichts wesentliches enthält, und derartige Dinge in einer Erzählung, die den edelsten aller Menschen zum Inhalt hat, unter keinen Umständen Platz finden dürfen. Seine unglückliche Ehe endigte mit einem gütlichen Vergleich, das heißt, mit einer Scheidung, bei der er eine Abfindungssumme von 13000 Papierrubeln erlegte. Dies ist alles, was in diesem Brief von Interesse sein kann.

„Wie wenn der trübe petersburger Sommer überhaupt nicht gewesen wäre. Draußen ein feuchter, fauliger Herbst. Und in unserer Akademie eine prächtige Ausstellung. Ach, wenn Sie doch herkommen wollten um sich sie anzusehen! Und mir würde dabei das Glück zuteil werden, Sie wieder in meiner Nähe zu haben. Von den ausgestellten Arbeiten der jungen Maler ist außer dem Gemälde Petrowskijs: „Der Engel erscheint den Hirten“, herzlich wenig zu sagen. Die jungen Bildhauer jedoch, wie Romasanow und Stawasser, haben vorzügliches ausgestellt; — besonders Stawasser. Er ist mit der Statue eines jungen Fischers vertreten; aber was für eine Statue! Wunderbar! Besonders der Gesichtsausdruck: das lebendige, den angehaltenen Atem ausdrückende Gesicht verfolgt angestrengt die Bewegung des Schwimmholzes. Ich erinnere mich, als Stawasser seinen Fischer noch in Lehm modellierte, trat einmal Karl Pawlowitsch ganz unerwartet in sein Kabinett, betrachtete mit Wohlgefallen die Statue und riet ihm, die Unterlippe des Fischers ein wenig zurücktreten zu lassen. Stawasser befolgte diesen Rat und der Gesichtsausdruck wurde ein ganz anderer. Und Stawasser wäre bereit gewesen vor unserem großen Brülow in Anbetung auf die Knie zu sinken.

Was die ausgestellten Werke der Malerei im allgemeinen betrifft, so kann ich Ihnen bloß sagen, daß es einzig und allein des Brülowschen Bildes wegen sich lohnen würde nicht nur aus der Ukraine, sondern sogar aus China hierher zu kommen. Ein Wunderheld! In einem Atem Untergrund gemalt und ausgeführt, und jetzt bewirbt er das gierige Publikum mit seinem wunderbaren Kunstwerk.

Groß ist sein Ruhm und sein Genius allumfassend!

Was soll ich Ihnen von mir selbst erzählen? Ich bekam die erste silberne Medaille für eine Studie nach der Natur. Auch malte ich noch ein kleines Bildchen in Öl: „Ein Waisenknabe teilt mit dem Hunde' sein Almosen unterm Zaun“. Das ist alles. Den Sommer hindurch arbeitete ich unaufhörlich in den Klassen und am frühen Morgen ging ich mit Joachim auf den Smolenskij-Friedhof um Kletten und Bäume abzuzeichnen. Ich verliebe mich in Joachim immer mehr. Wir sehen uns fast täglich; er besucht regelmäßig die Abendklassen.

Er ist mit Karl Pawlowitsch näher bekannt geworden, und sie besuchen einander oft. Manchmal machen wir Ausflüge auf die Petrowska- oder Krestowska-Insel, um dort eine schwarze Tanne oder eine weiße Birke zu malen. Zweimal gingen wir zu Fuß nach Pargolowo, und dort machte ich ihn mit den Schmidts bekannt. Sie verbringen den Sommer in Pargolowo. Joachim freut sich über diese Bekanntschaft, und wer würde sich auch nicht freuen, mit der Familie Schmidt bekannt zu werden?

Ich will Ihnen noch ein sehr heiteres Abenteuer erzählen, das mir unlängst begegnet ist. In demselben Stockwerk wie ich, mietete sich vor kurzem ein Beamter mit seiner Familie ein: seiner Frau, zwei Kindern und einer Nichte, einem schönen fünfzehnjährigen Mädchen. Wie ich das alles erfuhr, will ich Ihnen gleich erzählen. Sie entsinnen sich gewiß noch Ihrer ehemaligen Wohnung; aus einem winzigen Vorraum führt eine Tür auf den gemeinsamen Gang. Eines Tages öffne ich diese Tür und, denken Sie sich mein Erstaunen, vor mir steht ein wunderschönes, verlegenes, bis über die Ohren

errötendes Mädchen. Ich wußte nicht, was ich ihr sagen sollte, und, nachdem ich eine Weile gestanden, machte ich eine Verbeugung, und sie barg das Gesicht in ihre Hände, eilte fort und verschwand hinter der nächsten Tür. Ich konnte nicht begreifen, was das bedeuten sollte, und nach langem Vermuten und Nachsinnen ging ich in die Klasse. Die Arbeit wollte nicht vom Fleck. Immer wieder hielt mich dieses rätselhafte Mädchen von meiner Arbeit ab. Am nächsten Tag begegnete sie mir auf der Treppe und errötete, wie beim ersten Mal; auch ich blieb bestürzt stehen; nach einer Weile lachte sie so kindlich, so herzlich auf, daß ich mich nicht zurückhalten konnte und in ihr Gelächter einstimmete. Aber Schritte wurden hörbar und unterbrachen unser Lachen. Sie legte den Finger auf den Mund und eilte fort. Ich stieg langsam die Treppe hinauf und kehrte verblüffter, denn zuvor, in meine Wohnung zurück. Sie ließ mich einige Tage hindurch nicht in Ruhe; jeden Augenblick ging ich auf den Gang hinaus, in der Hoffnung, der bekannten Unbekannten zu begegnen, sie aber, obwohl sie zuweilen auf den Gang hinauslief, verschwand immer so schnell, daß ich nicht einmal Zeit fand ihr zuzunicken, geschweige denn, mich ordentlich zu verbeugen. So verging die ganze Woche. Ich fing schon an, sie zu vergessen. Aber hören Sie, was geschah. Sonntag, um zehn Uhr morgens, kommt Joachim zu mir, und erraten Sie nur, wen er mit sich brachte? Meine geheimnisvolle, errötende Schöne.

— Ich fing einen Dieb bei Ihnen,— sagte er lachend.

Ich schaute auf das rätselhafte, mutwillige Mäd-

chen und wurde nicht weniger verwirrt, als der gefangene Dieb. Als Joachim dies sah, ließ er die Hand der Schönen fahren und lächelte verschmitzt. Aber die befreite Schöne floh nicht, wie man es hätte annehmen dürfen, sondern blieb stehen, legte die kleine Haarflechte und den Zopf zurecht, blickte umher und sagte:

— Ich glaubte, Sie säßen der Tür gegenüber und zeichneten, doch Sie arbeiten dort im anderen Zimmer.

— Und wenn er der Tür gegenüber malte, was dann?—fragte Joachim.

— Dann würde ich durchs Schlüsselloch sehen, wie er malt.

— Warum denn nur durchs Schlüsselloch? Ich bin dessen sicher, daß mein Kamerad so höflich wäre, Ihnen zu erlauben, während der Arbeit im Zimmer zu bleiben.

Ich nickte zur Bestätigung der Behauptung Joachims mit dem Kopf und schob meinem Gast einen Sessel hin. Sie beachtete meine Zuvorkommenheit nicht, sondern wendete sich dem Porträt der Frau Solowoj zu, das auf der Staffelei stand und das ich unlängst erst begonnen hatte. Aber kaum hatte sie Zeit gefunden über die gemalte Schöne in Entzücken zu geraten, als vom Gang her eine schrille Stimme ertönte:

— Wo sie nur hingekommen ist? Pascha!

Mein Gast fuhr zusammen und erblaßte.

— Tantchen,—lispelte sie leise und lief zur Tür; bei der Tür blieb sie stehen, legte ihr Fingerchen auf den Mund, blieb noch einen Augenblick und verschwand.

Wir beide, Joachim und ich, lachten über dieses

originelle Abenteuer und gingen dann zu Karl Pawlowitsch. Der Vorfall ist an und für sich unbedeutend, doch scheint er mich zu beunruhigen. Mir geht das Mädchen nicht aus dem Kopf; ich denke immerfort an sie. Joachim verspottet mich zuweilen wegen meiner Nachdenklichkeit, und mir gefällt dies nicht; ich ärgere mich sogar, daß er bei jenem Vorfall gerade zugegen war.

Heute erhielt ich einen Brief von Sternberg. Er rüstet sich zu irgendeinem Feldzug nach Chiwa und schreibt, daß man ihn zu den Feiertagen in Petersburg nicht erwarten möge, wie er vorher geschrieben hatte. Ich fühle mich ohne ihn sehr einsam, nichts kann ihn mir ersetzen. Michailow fuhr zu seinem Seekadetten nach Kronstadt, und ich habe ihn bereits mehr als zwei Wochen nicht gesehen. Ein tüchtiger Künstler, eine edle Seele, aber unglücklicherweise nachlässig. Für die Dauer seiner Abwesenheit nahm ich, auf eine Empfehlung Fitztums, einen Studenten, Demski, zu mir. Es ist dies ein bescheidener, sehr gebildeter und dabei armer Pole. Den ganzen Tag verbringt er im Auditorium, abends befassen wir uns mit der französischen Sprache und lesen den Gibbon. Zweimal wöchentlich gehe ich abends in den Saal der freien ökonomischen Gesellschaft zu den Physikvorlesungen des Prof..., und außerdem einmal wöchentlich zusammen mit Demski zu den zoologischen Vorlesungen des Prof. Kutorga. Wie Sie sehen, vergeht mir die Zeit nicht nutzlos; es bleibt keine Zeit zur Langeweile, und doch langweile ich mich: es fehlt mir etwas, und ich weiß selbst nicht, was. Karl Pawlowitsch tut jetzt nichts und lebt fast gar nicht zu Hause. Ich sehe ihn sehr selten und dann nur auf

der Straße. Leben Sie wohl, mein Wohltäter, mein unvergeßlicher! Ich verspreche nicht, Ihnen bald wieder zu schreiben; die Zeit vergeht mir langweilig, einförmig, ich habe nichts zu schreiben, und will nicht, daß Sie über meine einförmigen Briefe einschlummern, wie ich selber über diesen Brief. Nochmals leben Sie wohl!“

„Ich habe Sie betrogen. Ich gab Ihnen nicht das Versprechen so bald wieder zu schreiben, und nun ist kaum ein Monat vorüber, und ich bin im Begriff, wieder einen Brief zu schreiben. Ein Ereignis ist die Ursache, dieses betrog Sie, und nicht ich. Sternberg erkrankte im chiwesischen Feldzug; der verständige, gute Dahl riet ihm, das Kriegslager zu verlassen und nach Hause zurückzukehren, und er kam ganz unverhofft, am 16. Dezember zur Nachtzeit bei mir an. Wenn ich allein zu Hause gewesen wäre, hätte ich ihn für ein Phantom gehalten und wäre selbstverständlich erschrocken, aber ich war mit Demski, und wir übersetzten eben ein sehr lustiges Kapitel aus „Bruder Jakob“ von Paul de Kock, folglich kam uns die Erscheinung Sternbergs als etwas ganz Natürliches vor, was aber unser Erstaunen und unsere Freude durchaus nicht verringerte. Nach den Umarmungen und Küssen stellte ich ihm Demski vor, und da es kaum zehn Uhr war, gingen wir noch ins „Berlin“, Tee trinken. Die Nacht verging selbstverständlich mit Fragen und Erzählungen. Gegen Morgen fühlte sich Sternberg entkräftet und schief ein, ich aber ging an seine Mappe, die ebenso gefüllt war, wie jene, die er voriges Jahr aus der Ukraine mitbrachte. Aber es

waren nicht mehr jene Leute, jene Naturbilder; obwohl ebenso schön und ausdrucksvoll, war doch alles ganz anders, nur der Ausdruck von Melancholie, der über allem lag, war sich gleich geblieben. Es ist dies übrigens gewiß nur ein Reflex der träumerischen Natur des Künstlers selbst. Auf allen Porträten van Dycks herrscht Verstand und Adel, und dies hat seine Ursache darin, daß van Dyck selbst klug und adelig war. Auf die gleiche Weise erkläre ich mir den allgemeinen Ausdruck von Melancholie in den überaus schönen Zeichnungen Sternbergs.

Ach, wenn Sie wüßten, wie heiter, wie unsäglich schnell mir die Tage und Nächte vergehen. So froh, so schnell, daß ich nicht imstande bin, die kleine Lektion, die mir Demski aufgibt, zu lernen, und er droht mir dafür, mich ganz im Stiche zu lassen. Aber Gott bewahre, ich werde es dazu nicht kommen lassen. Unsere Bekanntschaften haben sich weder vermehrt noch vermindert; es sind noch immer dieselben; aber sie sind aufgeblüht, sie sind fröhlicher geworden, so daß es mich nicht mehr zu Hause duldet. Obwohl es, die Wahrheit zu gestehen, auch bei mir zu Hause an Reizen und Verlockungen, nicht fehlt. Ich spreche von meiner Nachbarin, von ebenderselben Diebin, die Joachim hinter der Tür abfing. Welch ein liebes unschuldiges Wesen! Ein echtes Kind, und ein wunderschönes, unverdorbenes Kind! Sie kommt täglich einige Male zu mir herübergelaufen, springt, zwitschert und fliegt davon, wie ein Vögelchen. Manchmal bittet sie mich, sie zu malen; mehr aber als fünf Minuten ist es ihr unmöglich auf einem Platz zu sitzen. Ein wahres Quecksilber! Unlängst bedurfte ich einer weiblichen Hand als

Modell zu dem Porträt einer Dame. Ich bat sie, ihre Hand ruhig zu halten. Sie willigte ein, aber was meinen Sie, nicht einmal eine Sekunde lang vermochte sie ihre Hand ruhig zu halten,—ein wahres Kind! Und ich mußte nolens volens ein weibliches Modell herbeirufen. Kaum hatte ich das Modell hingesezt und die Palette zur Hand genommen, als meine Nachbarin munter und lachend, wie gewöhnlich, in mein Zimmer gelaufen kam. Als sie aber die Modellfrau erblickte, blieb sie auf einmal wie erstarrt stehen, dann weinte sie laut auf und sprang wie ein Tiger auf meine Modelldame los. Ich wußte nicht, was anzufangen. Zum Glück lag eine himbeerfarbene Atlasmantille jener Dame, deren Porträt ich malte, neben mir. Ich nahm nun diese und legte sie ihr um die Schulter. Sie besann sich, ging zum Spiegel, erfreute sich einen Augenblick an ihrem eigenen Spiegelbild; dann warf sie die Mantille zu Boden, spuckte darauf und lief davon! Ich schickte das Modell fort, und die Hand blieb unvollendet, wie vorher.

Nach diesem Ereignis kam meine Nachbarin volle drei Tage nicht in mein Zimmer; und wenn sie mir im Gange begegnete, so bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und lief in die andere Ecke. Am vierten Tag, als ich kaum aus der Klasse gekommen war und die Palette aufzusetzen begann, kommt auch meine Nachbarin herein, bescheiden und ruhig, ich erkannte sie einfach nicht. Schweigend entblößte sie die Hand bis zum Ellenbogen, setzte sich auf einen Stuhl und nahm die Stellung der porträtierten Dame an. Ich, wie wenn nichts vorgefallen wäre, nahm Palette und Pinsel zur Hand und machte mich an die Arbeit. Nach einer Stunde war

die Hand fertig. Ich dankte ihr für diesen lieben Dienst, sie aber lächelte nicht einmal, erhob sich, ließ den Ärmel herab und verließ schweigend das Zimmer. Ich gestehe Ihnen, daß mir dies arg; zusetzte, und ich zerbrach mir ernstlich den Kopf, wie ich die alte Harmonie wieder herstellen könnte. So vergingen noch einige Tage und die Harmonie begann sich von selber einzustellen. Begegnete ich ihr im Gange, so lief sie nicht mehr fort, und manchmal lächelte sie sogar. Ich fing bereits zu hoffen an, daß bald, bald meine Tür aufspringen und mein schöngefiedertes Vögelchen in mein Zimmer hincinschlüpfen würde. Aber die Tür ging nicht auf und das Vögelchen zeigte sich nicht. Ich begann unruhig zu werden und nachzudenken, wie ich dem verräterischen Vögelchen eine Falle stellen könnte. Aber gerade um diese Zeit, da meine Zerstretheit nicht nur mir, sondern auch dem guten Demski unerträglich zu werden drohte, erschien wie ein Engel vom Himmel aus den kirgisischen Steppen Sternberg bei mir.

Jetzt lebe ich nur mit Sternberg und nur für ihn, so, daß ich meine Nachbarin vielleicht ganz vergessen würde, wenn ich ihr zuweilen nicht im Gang begegnete. Sie, so scheint es, wäre Gott weiß wie froh, zu mir herüberlaufen zu können, doch leider sitzt Sternberg immer zu Hause, und wenn er ausgeht, dann gehe ich mit ihm. Aber an den Feiertagen hielt sie's nicht mehr aus, und da wir abends niemals zu Hause sind, legte sie bei Tag eine Maske an, und lief zu uns. Ich tat, als ob ich sie nicht erkannte. Sie drehte sich lange vor uns und versuchte verschiedene Mittel, sich zu erkennen zu geben; ich aber blieb standhaft. Zuletzt hielt sie es

nicht mehr aus, kam auf mich zu und sagte fast laut:

— Unausstehlicher Mensch, ich bin es doch!

— So nehmen Sie die Maske ab, dann werde ich sehen, wer Sie sind,—sagte ich leise.

Sie zauderte ein wenig, dann nahm sie die Maske ab, und ich machte sie mit Sternberg bekannt.

Von dem Tag an ging alles wieder in der alten Weise. Mit Sternberg machte sie ebenso wie mit mir nicht viel Federlesens. Wir verwöhnen sie mit allerlei Leckerbissen und behandeln sie, wie gute Brüder ihre leibliche Schwester.

— Wer ist sie eigentlich? — fragte mich einmal Sternberg.

Ich wußte nicht, was ich auf diese plötzliche Frage antworten sollte. Mir war es nie in den Sinn gekommen, danach zu fragen.

— Sie muß eine Waise oder die Tochter einer sehr nachlässigen Mutter sein,—fuhr er fort,—jedenfalls ist sie bedauernswert. Kann sie wenigstens lesen und schreiben?

— Auch das weiß ich nicht,—antwortete ich verlegen.

— Man sollte ihr etwas zu lesen geben; dann wäre wenigstens der Kopf nicht so ganz leer. Im Ernst, erkundige dich; wenn sie lesen kann, so werde ich ihr ein sehr moralisches und nettes Buch: „Der Landprediger von Wakefield“ von Goldsmith schenken. Eine überaus gute Übersetzung und eine nette Ausgabe.

Und nach einer Weile fuhr er zu mir gewendet, lächelnd fort:

— Heute hab ich wirklich Lust zu moralisieren. So stelle ich mir zum Beispiel die folgende Frage:

Womit können die Besuche dieses naiven Leichtkopfes endigen?

Mich überließ ein leichtes Beben, aber ich besann mich sofort und antwortete:

— Ich meine mit nichts.

— Gott gebe es, — sagte er und versank in Nachdenken.

Ich habe immer meine Freude an seinem edlen, kindlich sorgenfreien Gesichtsausdruck, sorglos wie der eines Kindes; aber jetzt schien mir dieses liebe Gesicht gar kein kindliches mehr, sondern ein reifes, das sein unabwendbares Schicksal zu ahnen schien. Ich weiß selber nicht warum, mir kam unwillkürlich die Tarnowskaja in den Sinn, und er schien meinen Gedanken zu erraten, schaute mich an und seufzte tief.

— Behüte sie, mein Freund, oder hüte dich selbst. Handle nach deinem Gefühl, doch vergiß nie, daß die Frau ein heiliges, ein unantastbares Ding ist, zugleich aber so anziehend, daß keine Willenskraft dieser Verführung widerstehen kann. Nur das Gefühl der höchsten, christlichen Liebe, nur dies allein kann sie vor Schmach und uns vor ewiger Reue bewahren. Bewaffne dich also mit diesem schönen Gefühl, wie ein Held mit einem eisernen Panzer, und schreite mutig vorwärts gegen den Feind. — Er schwieg eine Weile, dann sagte er lächelnd:

— Ich bin schrecklich alt geworden seit dem vorigen Jahr, laß uns lieber auf die Straße gehen, im Zimmer scheint es mir schwül zu sein.

Wir gingen lange schweigend auf der Straße umher, kehrten auch schweigend heim und legten uns schlafen.

Morgens ging ich in die Klasse und Sternberg blieb zu Hause. Um elf Uhr kehrte ich nach Hause zurück, und was erblickte ich? Mein Moralprediger von gestern setzte gerade meiner Nachbarin eine tatarische Bibernütze mit einem Samtdeckel und goldener Quaste auf, und zog ihr irgendein rotseidenes, gleichfalls tatarisches Wams an. Er selbst setzte eine spitzige Baschkirenmütze auf, begann auf der Gitarre eine Cachucha zu spielen, und meine Nachbarin tanzte Solo ganz wie die Taglioni.

Ich begann natürlich sogleich in die Hände zu klatschen, sie aber beachteten dies nicht im geringsten und tanzten die Cachucha weiter, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Nachdem sie sich bis zum Umfallen satt getanzt hatte, warf sie Mütze und Jacke ab und lief in den Gang hinaus, der Moralist aber legte die Gitarre weg und brach in ein tolles Gelächter aus. Ich hielt lange an mich, konnte mich aber zuletzt nicht mehr zurückhalten und begann herzlich mitzulachen.

Nachdem wir uns satt gelacht hatten, setzten wir uns, einer dem anderen gegenüber, und nach kurzem Schweigen hub er zuerst an:

— Sie ist das reizvollste Wesen von der Welt. Ich wollte sie als Tatarenmädchen malen, doch kaum hatte sie sich herausgeputzt, als sie auch schon die Cachucha zu tanzen begann und ich, wie du sahest, blieb nicht zurück, sondern griff statt nach Bleistift und Papier nach der Gitarre, — und den Rest weißt du. Aber was du nicht weißt, ist dies: vor der Cachucha erzählte sie mir ihre Lebensgeschichte, ganz lakonisch, versteht sich. Ich zweifle, übrigens, ob sie selber die Einzelheiten

kennt. Immerhin aber hätte sie, wäre diese verdammte Mütze nicht gewesen, ihre Erzählung fortgesetzt. So aber, als sie die Mütze erblickte, griff sie nach ihr, setzte sie auf und vergaß alles. Vielleicht wird sie dir gegenüber gesprächiger sein; frage sie genau aus; ihre Lebensgeschichte muß sehr bewegt sein. Ihr Vater, sagt sie, sei im vorigen Jahr im Obuchowskij-Spital gestorben.

In diesem Augenblick ging die Tür auf und herein trat der seit langem verschollene Michailow; hinter ihm der verwegene Seekadett. Michailow schlug uns ohne alle Umschweife vor, bei Alexander zu frühstücken. Ich wechselte einen Blick mit Sternberg, und wir erklärten uns natürlich einverstanden. Ich wollte nun eine Bemerkung bezüglich des Besuches der Malklasse machen, doch kaum hatte ich das Wort Klasse ausgesprochen, als Michailow in solch ein schallendes Gelächter ausbrach, daß ich schweigend meinen Hut nahm und die Türklinke ergriff.

— Und du willst ein Künstler sein! Als ob es die Klasse wäre, die den wahren, großen Künstler heranbildet,—sagte der unruhige Michailow in einem feierlichen Ton. Wir kamen überein, daß die beste Schule für den Künstler die Wirtsstube sei, und begaben uns im besten Einverständnis zu Alexander.

An der Polizei-Brücke begegnete uns Elkan, der mit irgend einem moldauischen Bojaren spazieren ging und in der moldauischen Mundart mit ihm sprach. Wir nahmen auch ihn mit. Ein sonderbarer Mensch, dieser Elkan. Keine Sprache, die er nicht verstünde, keine Gesellschaft, in der er nicht verkehrte, angefangen von unsreiner bis hinauf zu

Grafen und Fürsten. Wie der Zauberer im Märchen ist er nirgends und überall. Bald kann man ihn am Englischen Ufer vor dem Büro der Schiffahrtsgesellschaft irgend einen ausländischen Freund begleiten sehen, bald im Reise-Büro, dann wieder am „Mittleren Schlagbaum“, wo er von irgendeinem intimen moskauer Bekannten Abschied nimmt, bald bei Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen;—und dies alles an einem einzigen Tag, den er noch durch seine Anwesenheit an drei verschiedenen Theatern beschließt. Ein wahrer Pinetti! Manche scheinen ihn für einen Spion zu halten und weichen ihm daher aus, ich aber kann an ihm nichts bemerken, was diesen Verdacht begründen könnte. Er ist im Grunde genommen bloß nichts als ein unermüdlicher Plauderer, dabei ein guter Kerl und außerdem ein schlechter Feuilletonist. Von vielen wird er im Scherz der „Ewige Jude“ genannt und er selber scheint diese Bezeichnung recht passend zu finden. Mit mir spricht er nur französisch und ich bin ihm sehr dankbar dafür, da dies für mich eine ausgezeichnete Übung ist.

Anstatt bei Alexander zu frühstücken, aßen wir ein tüchtiges Mittagmahl und gingen dann auseinander. Michailow und der Seekadett übernachteten bei mir und fuhren am Morgen nach Kronstadt.

Die Feiertage sind uns schnell, das heißt also fröhlich, vergangen. Karl Pawlowitsch läßt mich zum Wettbewerb für die zweite goldene Medaille Vorbereitungen treffen. Ich weiß nicht, was daraus werden wird. Ich habe noch so wenig gelernt, aber mit Gottes Hilfe will ich's versuchen. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich weiß nichts mehr zu schreiben.“

„Der Fastnachtssonntag, die großen Fasten und auch das Osterfest sind bereits vorüber, und ich habe Ihnen noch kein einziges Wort geschrieben. Denken Sie ja nicht, mein unschätzbare, unvergeßlicher Wohltäter, daß ich Sie vergessen habe. Gott bewahre mich vor solcher Sünde. Bei jedem meiner Gedanken, bei jeder meiner Handlungen sind Sie als das lichteste, tröstlichste Wesen mir in meiner dankbaren Seele gegenwärtig. Die Ursache meines Schweigens ist ganz einfach: Eintönigkeit; und ich habe daher nichts zu schreiben. Dabei kann ich nicht behaupten, daß diese Eintönigkeit mir langweilig ist. Im Gegenteil, die Tage, Wochen und Monate fliehen so schnell vorüber, daß ich es kaum merke. Was doch die Arbeit für eine Wohltat ist, besonders wenn sie Aufmunterung findet! Ich aber bedarf, Gott sei Dank, der Aufmunterung nicht. Bei den Prüfungen nehme ich nie einen geringeren als den dritten Platz ein. Karl Pawlowitsch ist mit mir stets zufrieden, und was für eine größere, erquickendere Aufmunterung kann es für einen Künstler überhaupt noch geben? Ich bin grenzenlos glücklich! Meine Skizze für den Wettbewerb wurde ohne jede Änderung angenommen, und ich habe bereits mit der Konkurrenzarbeit begonnen. Mit viel Liebe, mit ganzer Seele gebe ich mich dieser Arbeit hin. Es ist dies eine Szene aus der Iliade: Andromache an der Leiche des Patroklos. Jetzt erst begreife ich vollkommen, wie sehr die Kenntnis des Altertums, besonders des Lebens und der Kunst der alten Griechen, notwendig ist, und wie mir darin die französische Sprache zugute kommt. Ich weiß gar nicht, wie ich dem guten Demski für diesen Dienst danken soll.

Wir, das heißt Karl Pawlowitsch und ich, verbrachten den Osterabend sehr originell. Er sagte mir noch während des Tages, daß er der Frühmesse in der kasaner Kathedrale beiwohnen wolle, um sein Bild bei Beleuchtung und auch die Prozession um die Kirche zu sehen. Um zehn Uhr abends ließ er Tee reichen. Damit uns die Zeit schneller vergehe, schenkte ich ihm und mir Tee ein, er rauchte eine Zigarre, legte sich aufs Sofa und las aus der „Schönen Jungfrau von Perth“ vor; ich ging dabei im Zimmer auf und ab, dies ist alles, woran ich mich noch entsinne. Plötzlich höre ich unklar etwas wie Donnerrollen, öffne die Augen — im Zimmer ist es bereits hell, die Lampe brennt kaum noch auf dem Tisch; Karl Pawlowitsch schläft auf dem Sofa; das Buch liegt auf dem Boden und ich sitze im Lehnstuhl und höre, wie aus Kanonen geschossen wird. Ich blies die Lampe aus, verließ leise das Zimmer und ging nach Hause. Sternberg schlief noch. Ich wusch mich, kleidete mich an und ging auf die Straße. Die Leute kamen schon mit Paska aus der Andreaskirche. Der Morgen war wirklich feierlich. Und wissen Sie, was mich zu jener Zeit am meisten beschäftigte? Ich schäme mich, es einzugestehen, aber doch muß ich es sagen, denn es wäre Sünde, irgend einen Gedanken oder eine Empfindung vor Ihnen zu verheimlichen. Ich war damals eben ein richtiges Kind. Mich beschäftigte meine neuangeschaffte Feiertagskleidung. Ist es nicht sonderbar? Aber wenn ich's recht überlege, ist es durchaus nicht sonderbar. Ist es denn gar so lange her, dachte ich, indem ich die Schöße meines herrlichen Mantels betrachtete, daß ich in einem geflickten, schmutzigen Chalat umherging und von solch einer präch-

tigen Kleidung nicht einmal zu träumen wagte. Und jetzt! Hundert Rubel werfe ich für irgendeinen Mantel hinaus.—Eine wahre Ovidsche Metamorphose! Oder ehemals, gelang es mir zuweilen lumpige 50 Kopeken aufzutreiben, so kaufte ich mir eine Karte auf die Galerie, einerlei was gerade gespielt wurde, und für diese 50 Kopeken lachte ich mich so herzlich und weinte mich so bitter aus, wie ein anderer sein ganzes Leben lang nicht lachen und nicht weinen kann. Und ist es denn so lange her? Als ob es gestern gewesen wäre! Und jetzt, diese wunderbare Umwandlung! Jetzt gehe ich ins Theater und auf Sperrsitze, selten auf Hinterplätze; auch nicht mehr zum ersten besten Stück, sondern suche Gelegenheit, einer Benefizvorstellung oder einer Wiederholung derselben beizuwohnen; und sehe ich mir einmal schon ein altes Stück an, dann wähle ich stets nur ein gutes. Gewiß, jenes herzliche Lachen und jene innigen Tränen habe ich nicht mehr, aber es tut mir nicht leid um sie. Und jetzt, da mir alle diese Gedanken kommen, gedenke ich auch Ihrer, mein unvergeßlicher Wohltäter, und des heiligen Morgens, da Gott selbst Sie zu mir in den Sommergarten führte, um mich aus Schmutz und Nichtigkeit herauszuziehen.

Das Osterfest feierte ich bei den Owarows, glauben Sie aber nicht, bei dem Grafen Owarow. Gott bewahre, so hoch fliegen wir noch nicht. Es ist eine einfache, bescheidene Kaufmannsfamilie, und dabei so gut, so liebenswürdig! Gebe Gott, alle Familien in der Welt wären so. Mich nahmen sie wie einen nahen Anverwandten auf. Karl Pawlowitsch ist auch oft bei ihnen.

Die Feiertage verbrachten wir vergnügt. Wäh-

rend der ganzen Woche speisten wir nicht ein einziges Mal bei Frau. Jurgens, sondern nur als Gäste, bald bei Joachim, bald bei Schmidts, oder Fitztums, und abends gingen wir entweder ins Theater oder zu den Schmidts. Die Nachbarin besucht uns wie ehemals und ist ganz der gleiche Wildfang wie ehemals. Schade, daß ich sie nicht als Modell für die Andromache benutzen kann; sie ist zu jung und zu zart dazu, wenn man so sagen kann. Ich wundere mich bloß über ihre Tante. Sie scheint sich um ihre mutwillige Nichte gar nicht zu kümmern. Sie tollt oft zwei Stunden lang bei uns herum, die Tante aber scheint es gar nicht zu bemerken. Sonderbar! Sternberg hat mir ihre Lebensgeschichte zu Ende erzählt. Der Mutter entsinnt sie sich gar nicht, und ihr Vater war irgendein armer Beamter, wie es scheint, ein Trinker; denn, als sie noch in Kolomna lebten, kam er täglich, wie sie sich selbst ausdrückte, feuerrot und böse von der Arbeit zurück. Wenn er Geld hatte, schickte er sie in die Schenke nach Schnaps, und wenn er keines hatte, schickte er sie auf die Straße betteln. Seine Vizeuniform trug er stets mit Löchern am Ellbogen. Die Tante, seine leibliche Schwester, und ihre jetzige Beschützerin, kam manchmal zu ihnen und bat ihn, er möge ihr Pascha zur Erziehung überlassen; er aber wollte darauf niemals eingehen. Ob sie lange so in Kolomna gelebt haben, weiß sie nicht mehr. Eines Tages, im Winter, kam er zur Nacht nicht vom Dienst zurück; sie schlief allein zu Hause und fürchtete sich gar nicht. Die zweite Nacht kam er wieder nicht, und am dritten Tag kam ein Diener aus dem Obuchowskij-Spital vom Vater zu ihr. Sie ging zu ihm ins Krankenhaus, und unterwegs erzählte ihr der

Diener, daß die Polizei ihren Vater nachts auf der Straße aufgegriffen, ihn erst auf die Sicherheitswache und dann am frühen Morgen fiebernd ins Spital gebracht habe, und daß er diese Nacht einen Augenblick zu sich gekommen wäre, seinen Namen genannt, seine Adresse angegeben und gebeten habe, ihm seine Tochter zu bringen. Aber der kranke Vater erkannte sie nicht, und jagte sie fort. Da ging sie zur Tante und blieb bei ihr. Dies ist ihre ganze, traurige Geschichte. Dieser Tage schenkte ihr Sternberg den „Landprediger von Wakefield“. Sie griff nach dem Buch, wie ein Kind nach einem schönen Spielzeug greift, spielte damit wie ein Kind, schaute sich die Bilder an, und warf es schließlich unter den Tisch. Als sie fortging, erwähnte sie des Buches mit keinem Wort. Sternberg ist entschieden überzeugt, daß sie nicht lesen kann und ich glaube es, mit Rücksicht auf ihre traurigen Kinderjahre, ebenfalls. Mir kam nun der Gedanke, sie wenigstens lesen zu lehren, wenn sie wirklich Analphabetin ist. Sternberg gefiel mein Einfall, und er erklärte sich bereit, mir zu helfen. Er ist von ihrer Unwissenheit so sehr überzeugt, daß er am selben Tag noch in eine Buchhandlung ging und ihr eine Fibel mit Bildern kaufte. Aber unser edler Plan blieb nur ein Plan, und zwar deshalb, weil am nächsten Tag, als wir uns eben zur ersten Lektion vorbereiteten, Aiwasowskij aus der Krim ankam und bei uns einzog.

Sternberg begrüßte mit großer Freude seinen Kameraden, aber mir gefiel Aiwasowskij, ich weiß nicht warum, von Anfang an nicht. Er hat trotz seiner vornehmen Manieren etwas Unsympathisches, Unkünstlerisches, etwas Höflichkaltes, Abstoßendes

an sich. Seine Mappe zeigte er uns nicht: er sagt, daß er sie in Feodossia, bei seiner Mutter zurückgelassen hätte, und daß er unterwegs nichts gezeichnet habe, weil er Eile gehabt hätte, das erste ausländische Dampfschiff zu erreichen. Und doch lebte er, ich weiß nicht weshalb, einen vollen Monat bei uns. Während dieser ganzen Zeit besuchte uns unsere Nachbarin nicht ein einziges Mal; sie fürchtet Aiwasowskij. Schon deshalb kommt mich täglich die Lust an, ihn über die Grenze zu schicken. Zum Unglück aber fährt mit ihm zugleich auch mein unschätzbare Sternberg fort.

Einige Tage nachher begleiteten wir unseren Sternberg nach Kronstadt. In seiner Gesellschaft befanden sich ungefähr zehn Personen, während Aiwasowskij allein blieb. Eine sonderbare Erscheinung unter Künstlern! Zu den Begleitern Sternbergs gehörte ursprünglich auch Michailow; doch nach dem heiteren gemeinsamen Abschiedessen entschlief er wie ein Murmeltier. Wir versuchten ihn aufzuwecken, vermochten es aber nicht. Da nahmen wir zwei Flaschen Cliquot und begaben uns mit Sternberg aufs Dampfschiff. An Bord des „Herkules“ ließen wir uns den Wein schmecken, empfahlen Sternberg dem Schiffskapitän Tyrinow, verabschiedeten uns und kehrten abends in die Gaststube zurück. Michailow war bereits auf. Wir begannen ihm nun zu erzählen, wie wir Sternberg begleitet hätten,—er schwieg;—wie wir zusammen das Dampfschiff bestiegen,—er schwieg noch immer;—wie wir dort zwei Flaschen Cliquot tranken.—Nichtswürdige!—rief er bei dem Worte „Cliquot“ aus, — und mich habt ihr nicht aufwecken können, unseren Freund zu begleiten.

Ohne meinen lieben Sternberg ist es wieder so öde um mich geworden, daß ich am liebsten nicht nur meine Wohnung, wo alles mir ihn ins Gedächtnis zurückruft, sondern auch meine mutwillige Nachbarin fliehen möchte. Ich will Ihnen nichts weiter schreiben, aus Furcht, daß mein eintöniger Brief meine Langeweile auch auf Sie übertragen könnte. Lieber werde ich meine Konkurrenzarbeit fortsetzen. Leben Sie wohl.“

„Der Sommer ging mir so schnell vorüber, — schneller, als einem müßigen Dandy eine Minute. Nach der Ausstellung wurde ich erst gewahr, daß er bereits in den Schoß der Zeit versunken war. Im Laufe des Sommers habe ich übrigens zusammen mit Joachim einigemal den alten Kolmann auf der Krestowska-Insel besucht und unter seiner Leitung drei Studien gemalt: zwei junge Tannen und eine Birke. Eine gute Seele, dieser Kolmann! Die Schmidts sind von ihrem Landaufenthalt bereits zurückgekehrt, und sie gerade, mit ihren Vorwürfen, warum ich kein einziges Mal bei ihnen gewesen war, erinnerten mich daran, daß der Sommer schon vorüber ist. Es war weit zu ihnen und mir vergingen die Tage und Nächte mit der Konkurrenzarbeit. Wie herzlich beglückwünschten sie mich dafür anlässlich meines Erfolges! Ja, des Erfolges, mein unvergeßlicher Wohltäter! Welche große Bedeutung doch die Konkurrenzarbeit für einen Schüler hat! Sie ist der Prüfstein für ihn, und wie groß doch sein Glück ist, wenn er sich als echter, unverfälschter Künstler dabei erweist! Und dieses Glücksgefühl habe ich voll und ganz ausgekostet. Ich kann Ihnen dieses wunderbare, dieses grenzenlos süße Gefühl

nicht beschreiben. Es ist wie ein dauerndes Vorhandensein alles Heiligen, alles Schönen der Welt in einem einzigen Menschen. Wie bitter, wie quälend dagegen ist der Seelenzustand vor diesem heiligen Glück, der Zustand des Erwartens! Obwohl mich Karl Pawlowitsch des Erfolges versicherte, litt ich dennoch Todesqualen, wie ein Verbrecher vor seiner Hinrichtung, — nein, weit mehr noch. Ich wußte nicht, ob ich leben bleiben, oder sterben werde; und nichts, dünkt mich, ist schwerer zu ertragen. Das Urteil war noch nicht gefällt, und in Erwartung dieses schrecklichen Urteils ging ich zusammen mit Michailow zu Deli, um Billard zu spielen; doch mir zitterten die Hände, und ich brachte keine einzige Karambolage zustande, er dagegen stieß darauf los, wie wenn nichts gewesen wäre; und doch stand auch ihm das Urteil bevor: seine Konkurrenzarbeit stand neben der meinigen. Mich ärgerte diese Gleichgültigkeit; ich warf den Stock weg und ging nach Hause. Im Gang begegnete mir die Nachbarin; sie lachte, die Glückliche.

— Nun,—fragte sie mich.

— Nichts,—antwortete ich.

— Wieso nichts? Ich habe Ihr Zimmer wie zu einem großen Feste geschmückt, und Sie kommen so langweilig daher.

Sie wollte ebenfalls eine langweilige Miene aufsetzen, doch gelang es ihr nicht. Ich dankte ihr für ihre Aufmerksamkeit und bat sie, ins Zimmer zu treten. Sie begann mich nun so kindlich aufrichtig zu trösten, daß ich mich nicht länger zurückhalten konnte und zu lachen begann.

— Man weiß noch nichts: die Prüfung ist noch nicht zu Ende,—sagte ich.

— Warum haben Sie mich dann betrogen, Sie Gewissenloser! Wenn ich es gewußt hätte, so hätte ich Ihr Zimmer nicht ausgeschmückt.

Und sie warf ihre Rosenlippen auf.

— In Michailows Zimmer,—fuhr sie fort,—habe ich gar nichts getan; mögen sie sich, er und sein Seekadett, wie Bären in ihrer Höhle, herumwälzen; was geht das mich an.

Ich dankte ihr für diese Bevorzugung und fragte sie, ob sie froh sein würde, wenn Michailow und nicht ich die Medaille erhalte.

— Ich würde ihm die Hände zerbrechen, ihm die Augen auskratzen und ihn totschiagen.

— Und wenn ich sie bekomme?

— Dann werde ich selbst vor Freude sterben.

— Wofür gebührt mir dieser Vorzug? — fragte ich sie.

— Wofür?... Dafür... dafür... daß Sie mir versprochen haben, mich im Winter lesen zu lehren.

— Ich werde mein Wort auch halten,—sagte ich.

— Gehen Sie doch in die Akademie, um zu erfahren, was dort vorgeht, und ich werde Sie im Gang erwarten.

— Und warum nicht hier?—fragte ich.

— Und wenn der Seekadett kommt, was werde ich dann anfangen?

Sie hat recht, dachte ich, und ohne ein Wort zu sagen, ging ich auf den Gang hinaus. Sie schloß die Tür ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

— Ich will nicht, daß jemand in Ihrer Abwesenheit in Ihr Zimmer kommt und dort etwas verdirbt.

Wie kommt sie nur darauf, daß jemand bei mir etwas verderben würde, dachte ich,—das ist wieder nur eine kindliche Laune von ihr.

— Auf Wiedersehen,—sagte ich, die Treppe hinuntergehend,—wünschen Sie mir Glück!

— Aus vollem Herzen,—antwortete sie entzückt und verschwand.

Ich trat auf die Straße hinaus. Mir fehlte der Mut, in die Akademie zu gehen; das Akademietor schien mir der Rachen eines schrecklichen Ungeheuers zu sein. Endlich aber, durch das ziellose Auf- und Abgehen müde geworden, bekreuzigte ich mich und rannte durch das schreckliche Tor. Im zweiten Stock irrten meine ungeduldigen Kameraden im Gang umher, wie die Schatten bei der Überfahrt Charons; ich schloß mich der Schar an. Die Professoren waren schon im Konferenzsaal, der fürchterliche Augenblick war nahe! Aus dem runden Saal kam der Inspektor, Andrej Iwanowitsch, ich begegnete ihm zuerst, und als er an mir vorbeiging, flüsterte er mir zu: „Gratuliere!“ Meinen Lebtag hatte ich noch kein so süßes, so wohlklingendes Wort gehört und werde auch nie wieder ein solches zu hören bekommen. Hals über Kopf stürzte ich nach Hause und vor lauter Freude begann ich dort meine Nachbarin zu küssen. Gut, daß niemand es gesehen hat, denn es war noch auf der Treppe. Obwohl ich nichts Anstößiges dabei finde, so danke ich doch Gott, daß es niemand gesehen hat.

So, oder ungefähr so endete diese Prüfung, die meine ganze Seele erschütterte. All das, was ich Ihnen hier geschildert habe, ist nur eine dunkle Silhouette der lebendigen Wirklichkeit, ein schwacher Schatten des wirklichen Ereignisses; dies läßt sich durch nichts ausdrücken, weder durch die Feder noch durch den Pinsel, und auch durch das lebendige Wort nicht.

Michailow hatte bei der Prüfung keinen Erfolg. Gott bewahre mich vor solch einem Unglück! Ich würde den Verstand verlieren, er aber kam, als ob nichts vorgefallen wäre, nach Hause, zog seinen warmen Mantel an und fuhr zu seinem Seekadetten nach Kronstadt. Ich weiß nicht, wo er seine Sympathie für diesen Seekadetten her hat; ich finde gar nichts Anziehendes an ihm, und er ist ganz hingerissen von ihm. Es ist wahr, daß er auch mir zuerst gefiel, aber nicht lange. Mein armer Lehrer Demski hingegen, — der ist wirklich ein sympathischer Mensch! Der Arme, er ist krank, und unheilbar krank: Schwindsucht im letzten Stadium. Er hält sich noch auf den Füßen, aber er kann es kaum noch. Dieser Tage kam er zu mir, um mich wegen der Medaille zu beglückwünschen, und wir verbrachten den ganzen Abend in sehr angenehmer, freundschaftlicher Unterhaltung. Er sagte mir meine ganze Zukunft mit solcher Überzeugung voraus, so natürlich und lebendig, daß ich selber daran zu glauben begann. Armer Demski! Er ahnt gar nicht, wie krank er ist; er macht sich Illusionen über seine Zukunft, wie dies nur ein gesundheitstrotzender Jüngling tun kann, Er ist glücklich, wenn man einen Traum Glück nennen kann. Er sagt, daß die wichtigste und schwierigste Sache schon beseitigt sei: die Armut nämlich, daß er nicht mehr Nächte hindurch aufbleiben müsse, um für einen Rubel Vorträge abzuschreiben, daß er jetzt die Armut vollkommen überwunden habe, daß er sich seinem Lieblingsstudium widmen könne, daß er seinen Abgott, Lelewel, im Studium der Vaterlandsgeschichte, wenn auch nicht überholen, so doch einholen werde, und daß seine bevorstehende Dissertation ihm alle

Mittel geben werde, seine glänzenden Hoffnungen zu verwirklichen. Inzwischen aber spuckt er Blut und bemüht sich, dies vor mir zu verbergen. Mein Gott, was würde ich für die Verwirklichung seiner heißen Wünsche nicht alles hergeben? Aber ach, jede Hoffnung ist vollkommen ausgeschlossen; ich glaube kaum, daß er die eisbefreite Newa noch sehen wird.

Im Augenblick der herzlichsten Ergießungen Demskis tat sich lärmend die Tür auf, und der verwegene Seekadett trat ein.

— Ist Mischka zu Hause? — fragte er, ohne die Mütze abzunehmen.

— Er fuhr doch gestern zu Ihnen, — antwortete ich.

— So sind wir gewiß aneinander vorbeigefahren. Mag er herumfahren, ich schlafe indessen bei Ihnen.

Er trat in Michailows Zimmer. Ich reichte ihm eine Kerze. Ich hatte zwar Demski bereits vorgeschlagen, sich in Michailows Bett zu legen, in der sichereren Hoffnung, daß es niemand anderer in Besitz nehmen würde. Doch was sollte ich nun tun? Demski bemerkte meine peinliche Lage, lächelte, nahm seine Mütze und streckte mir die Hand zum Abschied entgegen. Schweigend nahm auch ich meine Mütze und ging mit ihm auf die Straße; den Seekadetten ließ ich allein. Nachdem ich Demski nach Hause begleitet hatte, kehrte ich, wenn auch ungerne, in meine Wohnung zurück. — Und was sehe ich da! Meine Nachbarin, die keine Ahnung hatte, daß ich abwesend sei, war in mein Zimmer gekommen, und mein verwegener, schon halbentkleideter Seekadett hielt sie umschlungen und wollte gerade

die Tür abschließen, als ich eben in diesem Augenblick ins Zimmer trat und ihn daran hinderte. Die Nachbarin riß sich aus seinen Armen, spuckte ihm ins Gesicht und lief davon.

— Ein wahres Quecksilber, — sagte er, sich abwischend.

Mich verletzte diese Szene nicht wenig, doch ließ ich ihn dies nicht merken, und da es noch nicht spät war, überließ ich ihm meine Wohnung und ging einen würdigeren Genossen suchen, mit dem ich den Herbstabend verbringen könnte.

Doch ich hatte kein Glück mit meinen Besuchen: ich verbeugte mich immer nur vor Türschlossern. Zu den Schmidts zu gehen, war es bereits zu spät; Karl Pawlowitsch war ebenfalls nicht zu Hause, und ich wußte nicht, was ich nun anfangen sollte. Mich quälte der verfluchte Seekadett, ich haßte ihn. Ich weiß nicht, ob es Eifersucht war oder einfach das Gefühl des Ekels vor einem Menschen, der das heilige Gefühl der Sittsamkeit im Weibe entehrte. Dem Weibe gegenüber schulden wir, es mag nun sein wie es wolle, wenn schon nicht Achtung, so doch wenigstens Anstand. Der Seekadett aber hatte sowohl das eine wie auch das andere mißachtet. Er ist einfach besoffen, dachte ich, oder aber in seinem Innersten ein Scheusal. Ohne zu wollen, glaubte ich mehr an das letztere.

In Karl Pawlowitschs Wohnung flammte Licht auf. Ich trat bei ihm ein und blieb dort über Nacht. Karl Pawlowitsch bemerkte meinen ungewöhnlichen Zustand, war aber so taktvoll, keine einzige Frage an mich zu richten; er ließ mich in seinem Zimmer mein Bett machen und begann aus Washington Irving's Buch: „Christoph Columbus“ vorzulesen.

Plötzlich hielt er inne und entwarf ein Bild, wie die undankbaren Spanier den in Ketten geschlagenen, großen Admiral vom Schiff an den Strand führen. Welch ein trauriges, lehrreiches Bild! Ich reichte ihm ein Stückchen Papier und einen Bleistift; er aber weigerte sich und las weiter.

Als Karl Pawlowitsch einmal beim Abendessen von seiner Reise durch das alte Hellas erzählte, entwarf er an Ort und Stelle die Skizze eines wunderschönen Bildes: „Abend in Athen“. Das Bild stellte eine Straße in Athen im Abendsonnenlicht dar. Am Horizont, aus dem Dunkel, steigt das vollendete Parthenon, aber noch mit dem Gerüst, empor. Im Vordergrund der Straße führen zwei Büffel die Marmorstatue „Der Fluß Ilissos“ von Phidias; zur Seite Phidias selbst, begrüßt von Perikles und Aspasia und allen großen Leuten des Perikleischen Athen, von der berühmten Hetäre bis zur nicht weniger berühmten Xanthippe. Dies alles von den Abendsonnenstrahlen beleuchtet. Ein prachtvolles Bild! Was bedeutet die „Schule von Athen“ im Vergleich mit diesem lebensvollen Bild. Er hat es aber nicht ausgeführt, und zwar aus dem Grunde, weil die „Schule von Athen“ eben schon vorhanden ist. Und wie viele solcher Bildchen vollendet er entweder bloß mit einem begeisterten Wort oder mit einer zollbreiten Skizze in seinem durchaus nicht prächtigen Album. So zeichnete er zum Beispiel vorigen Winter mehrere ganz kleine Skizzen, über ein und dasselbe Thema. Ich wurde mir nicht klar darüber, was mein großer Meister vorhatte, ich vermutete nur, daß es etwas Großes werden soll, irrte mich in meinen Mutmaßungen auch nicht.

Diesen Sommer sah ich ihn täglich vor Sonnen-

aufgang in seinem grauen Arbeitskittel in die Säulenhalle seines Ateliers hinabsteigen, wo er bis zum Abend verblieb. Nur Lukian allein wußte, was dort vor sich ging, weil er ihm Wasser und Essen hinunterbrachte. Ich arbeitete damals gerade an meiner Konkurrenzarbeit und konnte mich ihm daher nicht als Vorleser zur Verfügung stellen, obwohl ich überzeugt war, daß er diesen Dienst mit Freuden angenommen hätte, da er gern vorlesen hört. So vergingen drei Wochen. Ich zitterte vor Ungeduld. Noch nie hatte er so regelmäßig sein Atelier besucht. Es mußte etwas ganz Außergewöhnliches sein; aber schafft denn ein so großer Genius überhaupt etwas Gewöhnliches?

Einmal entließ ich vor Abendanbruch mein Modell und wollte ausgehen. Im Gang begegnete mir Karl Pawlowitsch mit unrasiertem Gesicht. Er wünschte meine Konkurrenzarbeit zu sehen. Zitternd führte ich ihn in meine Kammer; er machte einige unbedeutende Bemerkungen und sagte dann: „Jetzt wollen wir uns meine Arbeit ansehen“, und wir gingen in die Säulenhalle.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen erzählen soll, was ich dort erblickte? Erzählen muß ich es, aber wie kann man etwas Unausprechliches in Worte fassen!

Als ich die Ateliertür auftat, erblickte ich eine große, auf einen Rahmen gespannte dunkle Leinwand. Auf der Leinwand stand in schwarzer Farbe: „Ang. am 17. Juni“; hinter der Leinwand spielte eine Spieldose den Chor der Edelleute aus den „Hugenotten“. Mit Herzbeklemmung trat ich hinter die Leinwand, sah mich um, und mir verging der Atem: vor mir stand kein Bild, sondern die leibhaftige „Belagerung von Pskow“ in ihrer ganzen

Größe und Furchtbarkeit. Das also war der Sinn der kleinen Skizzen. Deshalb also hatte er im vorigen Sommer einen Ausflug nach Pskow unternommen. Ich wußte zwar tum sein Vorhaben, doch nie hätte ich mir vorstellen können, daß er es so bald ausführen würde. So bald und so wunderschön! Ehe ich Ihnen einen kleinen Umriß von diesem neuen Wunder anfertige, will ich es Ihnen, ganz kurz, versteht sich, beschreiben.

Rechts vom Zuschauer, im Hintergrund, die Explosion eines Turmes; ein wenig näher in der Mauer eine Bresche und in der Bresche ein Handgemenge, ein Kampf, dessen bloßer Anblick schon schauern macht. Es scheint, als ob das Schreien der Kämpfenden und das Klirren der Schwerter auf den livländischen, polnischen, litauischen und Gott weiß noch welchen eisernen Helmen zu hören sei. Auf der linken Seite, im Mittelgrund, eine Prozession mit Fahnen und mit dem Bilde der heiligen Jungfrau; an der Spitze schreitet ruhig und feierlich der Bischof mit dem Schwert des heiligen Michael, des Fürsten von Pskow. Welch sonderbarer Kontrast! Im Vordergrund, in der Mitte des Bildes, ein bleicher Mönch auf einem braunen Pferd, mit einem Kreuz in der Hand. Rechts vom Mönch verendet Schujskijs weißes Pferd, und Schujskij selbst läuft mit hoherhobenen Händen zur Bresche hin. Links vom Mönch segnet ein frommes Mütterchen einen Jüngling, oder besser gesagt, einen Knaben vor dem Feind. Noch weiter links trinkt ein Mädchen; aus einem Eimer die ermüdeten Krieger, und ganz in der Ecke des Bildes stirbt ein halbnackter Krieger; ihn stützt eine junge Frau, die bald vielleicht seine Witwe sein wird. Welche wun-

derbaren, verschiedenartigen Episoden! Und dabei habe ich Ihnen kaum die Hälfte beschrieben. Mein Brief würde kein Ende nehmen und wäre doch nicht vollständig, wenn ich alle Einzelheiten dieses Meisterwerkes der Kunst beschreiben wollte.

Begnügen Sie sich für jetzt wenigstens mit dieser prosaischen Schilderung dieses hochpoetischen Werkes. Später werde ich Ihnen eine Skizze davon senden, damit Sie deutlicher sehen können, was für ein göttliches Werk es ist.

Worüber soll ich Ihnen noch schreiben, mein unvergeßlicher Wohltäter? Ich schreibe Ihnen so selten und so wenig, daß ich mich dessen schäme. Ihre Vorwürfe jedoch, daß ich schreibfaul bin, sind nicht ganz gerecht. Ich bin durchaus nicht faul zu schreiben, ich bin bloß kein Meister darin; von meinem alltäglichen Leben interessant zu erzählen, wie es andere können, vermag ich nicht. Unlängst las ich (eigens der Briefe wegen) die „Clarisse“ in Jules Janins Übersetzung; doch mir gefiel nur das Vorwort des Übersetzers; die Briefe selbst sind zu süßlich und zu lang,... fort mit ihnen! Wo dieser Mensch nur die Geduld hernahm, so endlose Briefe zu schreiben! Die Briefe aus dem Auslande gefielen mir noch weniger: Sehr anspruchsvoll und wenig Sinn, Pedanterie und nichts weiter. Ich gestehe Ihnen, daß ich das Briefschreiben gern erlernen möchte, aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Lehren Sie mich's doch! Ihre Briefe sind so schön, daß ich sie auswendig lerne. Doch bevor ich mich Ihres Geheimnisses bemächtige, will ich so schreiben, wie das Herz mir diktiert, und meine innige Offenherzigkeit mag die Kunst ersetzen.

Nachdem ich bei Karl Pawlowitsch übernachtet

hatte, kehrte ich um zehn Uhr morgens, sehr ungerne, in meine Wohnung zurück. Michailow war schon zu Hause und goß gerade dem Seekadetten, der eben zu erwachen schien, ein Glas Wein ein; unsere mutwillige Nachbarin guckte aus meinem Zimmer heraus und lachte aus voller Kehle, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Keine Spur von Stolz oder Schüchternheit! Ist es bloß einfältige, angeborene Naivität, oder eine Folge der Gassenerziehung? Diese Frage ist für mich unlösbar, und zwar deshalb, weil ich unbewußt an ihr hänge, wie an einem allerliebsten Kinde. Und wie ein wahres Kind setzte ich sie auch an die Fibel. An den Abenden lernt sie die Silben auswendig und ich zeichne irgend etwas oder male ihr Porträt. Ein Köpfchen, daß es eine Wonne ist! Und merkwürdig, seitdem sie zu lernen begonnen, hat sie zu lachen aufgehört, dafür aber muß ich jetzt lachen, wenn ich auf ihr ernstes, kindliches Gesichtchen sehe. Da ich nichts zu tun habe, will ich sie im Laufe des Winters als Naturstudie, bei Kaminfeuerbeleuchtung malen, in derselben Stellung, in der sie mit dem Griffel in der Hand, in der Fibel vertieft, dasitzt. Das wird ein schönes Bildchen à la Greuze werden! Ich weiß nicht, ob ich mit den Farben zurecht kommen werde; mit dem Bleistift fällt es nicht übel aus.

Dieser Tage habe ich ihre Tante kennen gelernt und dies auf sehr originelle Weise. Nach meiner Gewohnheit kehrte ich gegen elf Uhr aus der Klasse zurück. Im Gang begegnete mir Pascha und lud mich im Namen ihrer Tante zu einer Tasse Kaffee ein. Dies verwunderte mich, und ich lehnte dankend ab. Denn wahrlich, wie kann man denn so ohne weiteres in ein fremdes Haus und direkt zum

Essen eindringen? Sie aber ließ mich gar nicht zu Wort kommen, und zog mich wie ein halsstarriges Kalb zu ihrer Tür hin. Ich stemmte mich wie ein Kalb gegen diese, und fast wäre es mir gelungen meine Hand freizumachen, als die Tür aufging, und die Tante selbst ihr zu Hilfe kam. Sie ergriff, ohne ein Wort zu sagen, meine andere Hand, und beide zogen mich ins Zimmer hinein, verschlossen die Tür und baten mich, mich wie zu Hause zu fühlen.

— Bitte gefälligst, ohne Umstände, — sagte die atemlose Gastgeberin, — nehmen Sie mit dem, was wir haben, vorlieb. Pascha, was hältst du denn Maulaffen feil? Bring doch schnell den Kaffee her.

— Gleich, Tante!—rief Pascha aus dem anderen Zimmer und kam nach einer Weile mit der Kaffeekanne und Tassen auf dem Servierbrett zurück. Eine wahre Hebe!

Und die Tante glich auch ein wenig dem Wolkenreiber.

— Wir wünschten schon lange Ihre Bekanntschaft zu machen, — begann die gastfreundliche Wirtin; — doch niemals, ich weiß selber nicht warum, fand sich Gelegenheit dazu, heute aber habe ich's Gott sei Dank durchgesetzt. Entschuldigen Sie unsere Einfachheit. Gestatten Sie noch eine Tasse Kaffee? Unsere Milchfrau kommt schon lange nicht, warum weiß ich nicht, und im Laden ist die Milch verflucht schlecht; aber was ist da zu machen? Pascha dringt schon lange in mich, daß ich mit Ihnen Bekanntschaft schließe, aber Sie sind so menschenscheu, ein wahrer Klausner. Nicht einmal in den Gang gucken Sie hinaus, wenn's nicht unbedingt sein muß. Trinken Sie noch eine Tasse! Sie haben an unserer Pascha ganz einfach Wunder

getan, wir erkennen sie einfach nicht mehr. Von früh bis abends sitzt sie über dem Buche, trübt kein Wässerchen, so daß es eine wahre Freude ist. Und gestern, stellen Sie sich unsere Verwunderung vor, nahm sie dies 'Bilderbuch, das ihr Ihr Freund geschenkt hatte, schlug es auf und begann zu lesen; allerdings noch nicht ganz fließend, aber man konnte doch alles verstehen. Wie heißt denn nur 'dieses Buch?

— „Der Landprediger von Wakefield“, — sagte Pascha, hinter der spanischen Wand hervorkommend.

— Ja, ja, ein Landprediger! Und wie der Arme im Kerker saß, und wie er seine liederliche Tochter suchte, — das ganze Buch las sie uns vor, daß wir darüber einfach den Schlaf vergaßen!—Wer lehrte dich das?—frage ich sie. Und sie antwortet: „Sie“. Und damit haben Sie, um die Wahrheit zu sagen, uns einen großen Dienst erwiesen. Mein Kyrill Afanasitsch sitzt ja, wenn er nicht gerade im Dienst ist, zu Hause immer über seinen Papieren. Kommt er abends nach Hause, so sitzen wir schweigend da, und der Abend scheint uns lange wie ein Jahr; gestern aber merkte ich gar nicht, wie er vorüberflog. Vielleicht noch eine Tasse gefällig?

Ich dankte und wollte gehen. Doch meine Wirtin faßte mich ohne jede Förmlichkeit bei der Hand, setzte mich auf meinen Platz zurück und sagte dabei:—O, nein, ich weiß nicht wie's bei Ihnen üblich ist, aber bei uns geht das nicht so:—Kommen und gleich wieder gehen. Plaudern Sie, bitte, noch ein wenig mit uns und lassen Sie sich schmecken, was uns Gott bescherte.

Ich aber entging der weiteren Unterhaltung und

dem Essen, indem ich über Leibschmerzen und Seitenstechen klagte, was in Wirklichkeit, Gott sei Dank, nicht der Fall war. Es handelte sich darum, daß ich in die Klasse zurück mußte; denn es war kurz vor eins.

Man entließ mich nun, nahm mir aber das Ehrenwort ab, daß ich um sieben Uhr zum Abendessen wiederkommen werde. Treu meinem gegebenen Versprechen, erschien ich um sieben Uhr bei meiner gastfreundlichen Nachbarin. Auf dem Tisch stand schon der Samowar, und sie empfing mich mit einer Tasse Tee in der Hand. Nach dem ersten Glas stellte sie mich ihrem Mann, ihrem Wirt, wie sie sagte, einem kahlen, bebrillten Greise vor, der im zweiten Zimmer hinter einem Stoß von Papieren saß. Er stand vom Sessel auf, rückte die Brille zurecht, streckte mir die Hand entgegen und sagte: „Bitte gefälligst, setzen Sie sich!“ Ich setzte mich. Er nahm die Brille von der Nase, putzte sie mit dem Taschentuch, setzte sie wieder auf die Nase, nahm wieder schweigend Platz und vertiefte sich in seine Papiere. So verflossen einige Minuten. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Meine Lage wurde lächerlich. Zum Glück rettete mich die Wirtin.

— Stören Sie ihn nicht,—sagte sie, aus dem anderen Zimmer hereinblickend.—Kommen Sie zu uns, bei uns ist es fröhlicher.

Ich verließ schweigend den arbeitsamen Hausherrn und ging zu der fürsorglichen Wirtin. Die sanftmütige Pascha saß über dem „Landprediger von Wakefield“ und sah sich die Zeichnungen an.

— Haben Sie ihn nun gesehen, unseren Hausherrn?—sagte die Wirtin,—so ist er immer, hat sich

an seine Papiere so sehr gewöhnt, daß er nicht eine Minute ohne sie leben könnte.

Ich machte irgendein Kompliment über seine Arbeitsamkeit und bat Pascha, laut vorzulesen.

Sie las ziemlich langsam, aber richtig und verständlich eine Seite aus dem Buche. Die Tante gab ihr eine Tasse Tee dafür und fügte noch eine Lobrede hinzu, die sich auf drei Seiten nicht aufschreiben ließe; und mir, dem Mentor, dankte sie ohne Ende und wollte, daß ich Rum zum Tee nehme. Da aber der Rum noch bei Vogt war und Pascha erst danach hätte gehen müssen, so dankte ich für Tee und Rum, zur großen Betrübniß der gastfreundlichen Wirtin. Um elf Uhr tischte man das Abendessen auf, und ich verließ sie mit dem Versprechen, sie täglich zu besuchen.

Ich kann Ihnen nicht genau sagen, welchen Eindruck diese neue Bekanntschaft auf mich machte. Und der erste Eindruck, so sagt man, sei bei Bekanntschaften ausschlaggebend. Ich bin damit nur deshalb zufrieden, da mir der bisherige Verkehr mit Pascha nicht schicklich schien, und jetzt, da dieser Umstand beseitigt ist, scheint unsere Freundschaft erst einen festen Halt zu bekommen.

Ich begann sie täglich zu besuchen; nach einer Woche fühlte ich mich schon wie ein alter Bekannter dort, oder besser gesagt, wie ein Mitglied der Familie. Sie schlugen mir das Mittagessen für denselben Preis wie bei Frau Jurgens vor, und ich wurde der guten Madame Jurgens untreu und nahm den Vorschlag meiner Nachbarin freudig an. Und ich bedauere es nicht; ich war des sorglosen Junggesellenkreises schon überdrüssig; bei ihnen aber fühle ich mich so wohl, so seelenruhig, alles ist so

häuslich, alles so sehr meinem Charakter, meiner friedlichen Natur entsprechend. Pascha nenne ich Schwester, ihre Tante nenne ich Tante, nur für den Onkel habe ich keine Benennung, denn ich sehe ihn nur beim Mittagessen. Er geht auch feiertags, wie es scheint, zum Dienst. Ich fühle mich so wohl bei ihnen, daß ich fast nirgends hingehge, außer zu Karl Pawlowitsch. Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich bei Joachim war, oder bei Schmidts und Fitztums. Ich sehe selbst, daß ich nicht recht handle, aber was ist da zu machen? Ich kann vor diesen guten Menschen nicht lügen. Mangel an weltlicher Erziehung—weiter nichts.

Am nächsten Sonntag werde ich sie alle besuchen und den Abend bei Schmidts verbringen, um in der Tat diese Bekanntschaft nicht ganz abzubrechen. Doch dies will nichts heißen, es wird sich schon wieder machen lassen; aber ein anderer Kummer quält mich: ich kann mit Michailow, das heißt, eigentlich nicht mit ihm, sondern mit seinem Busenfreund, dem Seekadetten, nicht auskommen. Er schläft fast jede Nacht bei uns. Das wäre noch nichts, aber er bringt Gott weiß was für Leute mit und die ganze Nacht vergeht mit Saufen und Kartenspiel. Ich möchte die Wohnung nicht wechseln, aber ich werde es, scheint's, doch tun müssen, wenn diese Orgien nicht aufhören. Wenn nur der Frühling bald käme, mag dann der unerträgliche Seekadett auf See fahren.

Ich begann die Studie von Pascha bei Feuerbeleuchtung in Farben zu malen. Es wird ein sehr liebes Köpfchen; leider stört mich der verfluchte Seekadett bei der Arbeit. Ich wollte, ich könnte es vor den Feiertagen vollenden und irgend etwas ande-

res anfangen, aber es wird kaum gehen. Ich versuchte schon, mich mit meiner Arbeit bei meinen Nachbarinnen niederzulassen, aber dort ist es nicht so ganz bequem. Die Feuerbeleuchtung gefiel mir so sehr, daß ich nach Beendigung dieses Kopfes einen anderen, auch von Pascha, als Vestalin zu zeichnen gedenke. Schade, daß man jetzt keine weißen Rosen zum Kranze bekommen kann, und das ist unentbehrlich; aber damit hat es vorläufig noch Zeit.

Pascha fängt schon an, gut zu lesen, und sie gewann das Lesen sehr lieb. Ich bin dessen ungemein froh, aber die Wahl der Lektüre für sie macht mir Schwierigkeiten. Man sagt, daß es nicht gut sei, wenn junge Mädchen Romane lesen, aber ich weiß in der Tat nicht, warum. Ein guter Roman schärft die Einbildungskraft und veredelt das Herz, während irgendein trockenes, wenn auch sehr verständiges Buch nicht nur keine Belehrung gewährt, sondern sogar Abscheu vor der Lektüre einflößt. Ich gab ihr fürs erste Robinson Crusoe, dann werde ich ihr die Reise von Arago oder von Dumont d'Urville zu lesen geben, dann wieder irgendeinen Roman, und dann Plutarch. Schade, daß wir keine Übersetzung von Vasari haben, sonst würde ich sie auch mit den Leuchten unserer herrlichen Kunst bekannt machen. Ist mein Plan gut? Was meinen Sie? Wenn Sie etwas gegen ihn einzuwenden haben, so schreiben Sie es mir im nächsten Brief; ich werde Ihnen dafür sehr dankbar sein. Sie interessiert mich jetzt, wie etwas Nahes, Anverwandtes. Ich sehe jetzt auf sie, die Schriftkundige, wie ein Künstler auf sein unvollendetes Bild, und ich würde es mir als Sünde anrechnen, die Auswahl der Bücher ihrem eigenen Gutdünken zu überlassen, oder besser gesagt, sie

alles lesen zu lassen, was ihr in die Hände fällt; denn sie hat noch kein reifes Urteil. Da wäre es besser gewesen, sie überhaupt nicht im Lesen zu unterrichten. Ich habe Sie mit meinen Nachbarinnen gewiß gelangweilt, doch was ist da zu machen? Ein Sprichwort sagt: was Einen schmerzt, davon spricht er; und wenn ich die Wahrheit sagen soll, so habe ich jetzt von nichts anderem zu sprechen. Ich gehe nirgends hin und mache nichts. Ich weiß nicht, was mir mein Schicksal für den nächsten Sommer beschieden hat; ich erwarte ihn nicht ohne Furcht; und wie sollte ich ihn anders auch erwarten? Im kommenden Sommer soll doch zu der von mir, vielmehr von Ihnen erwählten Laufbahn das eigentliche Fundament gelegt werden. Karl Pawlowitsch sagt, daß gleich nach den Feiertagen ein Preisausschreiben zur Erlangung der ersten goldenen Medaille veröffentlicht werden soll. Fast befällt mich eine Ohnmacht bei dem Gedanken an diesen verhängnisvollen Wettbewerb. Wie aber, wenn es mir gelänge? Ich würde verrückt werden. Und Sie? Kommen Sie denn nicht, die dreijährige Ausstellung und meine von der Jury gutgeheißene Konkurrenzarbeit und ihren bescheidenen Verfertiger, Ihr eigenes Werk zu sehen? Ich bin überzeugt davon, daß Sie kommen werden. Schreiben Sie mir im nächsten Brief, wann ich Sie erwarten darf, und ich werde einen gerechten Vorwand haben, Michailow die Wohnung zu kündigen. Wahrscheinlich hat auch er den Seekadetten schon satt bekommen. Mein Glück, daß ich bei den Nachbarinnen Zuflucht finde, sonst hätte ich schon lange aus meiner eigenen Wohnung davonlaufen müssen. Versprechen Sie mir doch, bitte, daß Sie kommen, dann werde ich mit alledem

gleich Schluß machen. Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter! Im nächsten Brief teile ich Ihnen die weiteren Fortschritte meiner Schülerin und die Ergebnisse des bevorstehenden Wettbewerbes mit. Leben Sie wohl!

P. S. Der arme Demski kann seine Wohnung nicht mehr verlassen. Den Frühling überlebt er nicht mehr.“

Nachdem ich diesen Brief erhalten hatte, schrieb ich meinem Freund, daß ich nicht erst zur Ausstellung, sondern schon zu Ostern zu ihm zu Besuch kommen und direkt bei ihm absteigen würde, wie Sternberg. Dies schrieb ich eigentlich nur, um ihn von dem aufdringlichen Seekadetten zu befreien. Und in Wahrheit hatte ich Angst um seinen noch ungefestigten jungen Charakter. Das Unheil könnte es wollen, daß er ein Ebenbild des skrupellosen Seekadetten wird, und dann wäre alles verloren: Genius, Kunst, Ruhm und alles Reizvolle im Leben. Dies alles würde wie in einem Grabe auf dem Boden des alles verschlingenden Bechers begraben werden. Beispiele dafür gibt es leider, besonders bei uns in Rußland, die Menge. Und worin ist die Ursache davon zu suchen? Kann denn wirklich die Gesellschaft von Trunkenbolden allein den Keim alles Guten in einem jungen Menschen töten? Oder liegt noch etwas anderes, uns unverständliches darin? Übrigens kam die Volksweisheit zu einer Folgerung: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist.“ Gogol hingegen bemerkte, und nicht mit Unrecht, daß der Russe, wenn er ein tüchtiger Meister ist, ein Trinker sein müsse. Wor-

an mag das wohl liegen? Ich meine an nichts anderem, als an dem Mangel an allgemeiner Zivilisation. So zum Beispiel spielt der Dorfschreiber oder irgendein anderer Schreiber unter den redlichen, des Lesens unkundigen Bauern bei uns dieselbe Rolle, wie Sokrates in Athen, aber sehen wir ihn uns aus der Nähe an: ein unmoralisches, träges Vieh, und dies gerade deshalb, weil er eben ein Meister in seinem Berufe ist, der einzige Schriftkundige unter Hunderten von biederem Bauern, auf deren Kosten er trinkt und ein ausschweifendes Leben führt. Diese aber wundern sich bloß über sein Talent und können es gar nicht begreifen, daß ein so begabter und geistreicher Mensch zugleich solch ein Trunkenbold sein kann. Und diese Einfältigen erraten es gar nicht, daß er nur unter ihnen ein Meister im Schreiben (oder in irgend einem anderen Fache) ist und nicht seinesgleichen hat, und daß seine Klienten nicht aufhören werden, zu ihm zu kommen, weil kein anderer da ist, an den sie sich wenden könnten. Und er macht nachlässig seine Arbeit und vertrinkt den leicht erworbenen Gewinn. Das ist meiner Ansicht nach die einzige Ursache, daß bei uns fast jeder Meister ein starker Säufer ist. Aber außerdem beobachtete man auch bei den zivilisierteren Völkern, daß Menschen mit höheren geistigen Fähigkeiten, die aus der Menge der Durchschnittsmenschen hervorgehen, immer und überall mehr oder weniger Verehrer und nicht selten auch eifrige Anbeter des frohen Bacchus waren. Dies scheint nun unausbleiblich schon zur Natur der außergewöhnlichen Menschen zu gehören.

Ich kannte persönlich unseren genialen Mathematiker O. (und Mathematiker sind im allgemeinen

nicht Leute, die sich von der Versuchung hinreißen lassen). Ich hatte Gelegenheit, einige Male mit ihm zu speisen. Er trank bei Tische nichts als Wasser. Einmal fragte ich ihn:

— Trinken Sie denn nie Wein?

— In Charkow trank ich seinerzeit zwei Kellerchen leer,—antwortete er offenherzig,—und sagte mir dann:—genug damit!

Aber nicht alle bleiben bei zwei Kellern stehen, sondern gehen zum dritten oder auch zum vierten über, und bei diesem verhängnisvollen vierten beschließen sie gewöhnlich ihre traurige Laufbahn, und nicht selten sogar ihr Leben.

Er aber, das heißt, mein Künstler, gehörte zur Kategorie der Leidenschaftlichen, Entzündbaren, mit lodender Phantasie Ausgestatteten, und eben dies ist 'der größte Feind eines selbständigen, gesetzten Lebens. Obwohl ich nun nicht gerade ein Anhänger der monotonen, kalten Exaktheit und der alltäglichen, einförmigen Büffelei bin, so kann ich doch nicht behaupten, daß ich der offene Feind einer gesetzten Pünktlichkeit wäre. Im gewöhnlichen Leben ist der 'Mittelweg der beste: in der Kunst hingegen, in den Wissenschaften und überhaupt bei geistiger Beschäftigung führt der Mittelweg zu nichts, — außer zum vorzeitigen Tod.

Ich möchte gern in meinem Künstler einen großen, außerordentlichen Künstler und dabei einen ganz einfachen Menschen im häuslichen Leben sehen; aber diese zwei großen Eigenschaften wohnen selten unter einem Dache.

Ich möchte gern Vorsehung spielen und alles abwenden, was auf die junge Phantasie meines Lieblings einen schlechten Einfluß haben könnte, nur

weiß ich nicht, wie ich es anfangen soll. Der Seekadett ist entschieden zu fürchten, und auch von der Nachbarin kann man nichts Gutes erwarten; das ist sonnenklar. Jetzt könnte es noch mit Trennung und mit Tränen endigen, wie jede erste heiße Liebe gewöhnlich endigt, aber bei Mitwirkung der Tante, die ihm vom ersten Augenblick an so gefallen hat, wird dies alles mit der Fackel des Hymen seine Fortsetzung finden, und dann, Gott gebe, daß ich mich irre, — mit Ausschweifung und Elend endigen.

Er sagt es mir nicht offen, daß er sich bis über die Ohren in seine Schülerin verliebt hat, und welcher junge Mann würde auch ohne weiteres dieses heilige Geheimnis entdecken? Auf ein Wort seiner Angebeteten wird er sich eher in Feuer und Wasser stürzen, als ihr mit Worten sein zartes Gefühl einzugestehen. So ist ein Jüngling, der aufrichtig liebt. Und gibt es denn Jünglinge, die anders lieben?

Um ihn nur ein wenig von seiner Nachbarin abzulenken, erwähnte ich ihrer absichtlich mit keinem Wort. Ich riet ihm, so oft wie möglich die Schmidts, Fitztums und Joachim zu besuchen, als Menschen, die für seine innere Bildung unumgänglich nötig seien, ebenso auch den alten Kolmann, dessen guten Rates er beim Landschaftern bedarf, ferner täglich ins Atelier Karl Pawlowitschs wie in einen Kunsttempel zu gehen und dort während solcher Besuche für mich eine Aquarellkopie vom „Springbrunnen von Batschiseraj“ anzufertigen. Zuletzt malte ich ihm die große Bedeutung seiner Arbeit für den bevorstehenden Wettbewerb aus, der er sich und seine ganzen Tage und Nächte bis zum Prüfungstage, das heißt also bis zum Oktober, widmen sollte. Diese Frist und eine derartige Beschäftigung

schienen mir hinzureichen, um seine erste Liebe ein wenig abzukühlen. Ich schrieb ihm, daß ich, falls es mir nicht möglich sein sollte, den ganzen Sommer in der Hauptstadt zu bleiben, im Herbst unbedingt wiederkommen würde, speziell wegen seiner Konkurrenzarbeit.

Mein Brief hatte, wie ich es erhoffte, seine gute Wirkung, doch nur zur Hälfte: die Arbeit gelang ihm, aber die Nachbarin, o Jammer! Jedoch wozu den Vorhang des geheimnisvollen Schicksals vorzeitig lüften? Lesen wir noch einen Brief von ihm, seinen letzten:

„Ich weiß nicht, ob bewußt oder unbewußt, aber Sie haben mich arg betrogen, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich erwartete Sie wie einen allerteuersten Gast, und Sie? — Gott möge Ihr Richter sein! Und weshalb haben Sie's denn versprochen? Und wieviel Kummer ich mit meinen Mitbewohnern hatte! Kaum daß ich sie los wurde. Zwar war Michailow sogleich einverstanden, aber der nicht zu beschwichtigende Seekadett zog die Geschichte noch bis zum Frühling, das heißt bis zum Palmsonntag hinaus, und' beim Abschied wäre es beinahe zum Streit gekommen: er wollte unbedingt bis zu Ostern bleiben; aber ich erklärte ihm entschieden, daß ich Sie erwarte.

— Diese wichtige Persönlichkeit, Ihr Anverwandter, kann doch auch in einem Hotel wohnen,—sagte er und drehte dabei seinen dummen Schnurrbart.

Mich machte das rasend und ich wäre gewiß imstande gewesen Gott weiß welche Roheit zu begehen, wenn Michailow mich nicht zurückgehalten

hätte. Ich weiß nicht, was ihm in unserer Wohnung so gefallen hat, wahrscheinlich, daß sie nichts kostet. Im Winter kam es oft vor, daß Michailow einige Nächte hintereinander nicht zu Hause schlief und auch bei Tag nur von Zeit zu Zeit erschien und gleich wieder verschwand; dieser aber ging nur aus, um zu essen und sich zu betrinken und kehrte gleich wieder zurück, um auf dem Sofa zu liegen, zu schlafen, oder seine Pfeife zu rauchen; in der letzten Zeit hatte er sogar seinen Koffer mit Wäsche bei mir stehen, und als ich ihm die Wohnung bereits endgültig gekündigt hatte, kam er trotzdem noch einigemal, um bei mir zu übernachten. — Ein schamloser Mensch. Und noch eine Seltsamkeit: Bis zu seiner Abreise nach Nikolajew (er wurde zur Schwarzmeerflotte versetzt), traf ich ihn täglich, abends, wenn ich von der Klasse heim kam, im Gang oder auf der Treppe oder vor dem Tor. Ich weiß nicht, wen er an den Abenden besuchen mochte. Was übrigens kümmert's mich! Ich danke bloß Gott, daß ich ihn losgeworden bin.

Es ist erstaunlich, welche Fortschritte meine Schülerin im Laufe des Winters gemacht hat! Wenn sie zur rechten Zeit zu lernen begonnen hätte, so wäre sie einfach eine Gelehrte geworden. Und wie bescheiden und still sie wurde, einfach eine Wonne! Von der kindlichen Munterkeit und Naivität blieb keine Spur.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so bedauere ich, daß die Schriftkenntnis, — wenn es bloß diese sein sollte, — ihr diesen kindlichen, lieben Mutwillen genommen hat. Ich bin froh, daß wenigstens ein Schatten dieser lieben Naivität auf meinem Bilde erhalten geblieben ist. Ein allerliebstes Bildchen!

Die Feuerbeleuchtung machte mir viel Mühe, doch gelang es mir. Prevost gibt mir 100 Silberrubel dafür, und ich bin gern einverstanden, aber erst nach der Ausstellung. Ich möchte auf jeden Fall meine liebe Schülerin der Öffentlichkeit zum Urteil vorlegen. Ich wäre übergücklich, wenn Sie mich nicht ein zweites Mal betrögen, und zur Ausstellung kämen, sie wird dieses Jahr besonders interessant sein; viele Künstler, einheimische und ausländische, versprechen die Ausstellung zu beschicken, unter anderen Baron Vernet, Gudin, Steuben. Kommen Sie nur, um Apollos und seiner wunderschönen neun Schwestern willen!

Meine Konkurrenzarbeit geht vorläufig recht langsam vonstatten; ich weiß nicht, was weiter werden wird. Karl Pawlowitsch ist mit der Komposition zufrieden, sonst kann ich Ihnen nichts weiter davon berichten. In der nächsten Woche beginne ich ernstlich mit der Arbeit, bis jetzt bin ich ihr sozusagen aus dem Weg gegangen. Ich weiß nicht, was es bedeutet, sogar meine Schülerin fängt an, mich anzutreiben. Ach, wenn ich Ihnen doch erzählen könnte, wie mir diese gute, einfache Familie gefällt! Bei ihnen fühle ich mich wirklich wie zu Hause. Von der Tante brauche ich gar nicht zu sprechen: sie ist stets gut und fröhlich. Aber auch das finstere und schweigsame Onkelchen läßt manchmal seine Papiere im Stich, setzt sich mit uns um den dampfenden Samowar und macht Witze, freilich nur halblaut und recht anspruchslos. Und manchmal erlaube ich mir ein besonderes Vergnügen, natürlich nur, wenn eine überflüssige Kopeke in der Tasche klingt. Dann nehme ich sie ins Alexander-Theater, in eine Loge des dritten Ranges mit und dann

hat das allgemeine Vergnügen keine Grenzen, besonders, wenn das Stück ein Vaudeville ist; und noch mehrere Tage nach einer solchen Vorstellung singt meine Schülerin, sogar im Traum, wie es scheint, Couplets. Ich liebe, oder besser gesagt, vergöttere alles Herrliche, sowohl im Menschen selbst, von seinem herrlichen Äußeren angefangen, als auch, und vielleicht noch mehr, das hohe künstlerische Werk des menschlichen Verstandes und der menschlichen Hand. Ich gerate in Entzücken, wenn ich eine Dame der großen Welt oder einen solchen Mann sehe. Bei ihnen ist alles, von den Worten bis zu den Gebärden, in solche ebenmäßige Harmonie gebracht, als ob alle denselben Pulsschlag hätten. Narr und Weiser, Phlegmatiker und Sanguiniker — das sind seltene Erscheinungen bei ihnen, fast überhaupt nicht zu finden, und das gefällt mir unendlich, doch nicht auf die Dauer; denn ich bin nicht unter ihnen geboren, und wurde nicht unter ihnen erzogen, auch kann ich mit meiner geringen Erziehung mich schwerlich mit ihnen messen, und deshalb vielleicht, obwohl mich all der berückende Reiz ihres Lebens so sehr lockt, gefällt mir das Familienleben einfacher Menschen, solcher zum Beispiel, wie dasjenige meiner Nachbarin, weitaus besser. Bei ihnen fühle ich mich ganz sicher, während ich bei jenen stets etwas wie Furcht empfinde. In der letzten Zeit fühle ich mich auch bei Schmidts nicht mehr ganz behaglich, und ich kann mir das nicht recht erklären. Ich besuche sie fast jeden Sonntag, bleibe aber nie lange bei ihnen, wie es früher der Fall war. Vielleicht deshalb, weil mir mein lieber, unvergeßlicher Sternberg fehlt. Von Sternberg erhielt ich unlängst einen Brief aus Rom. Welch ein

Sonderling! Statt mir seinen eigenen Eindruck zu beschreiben, den die ewige Stadt auf ihn machte, empfiehlt er mir, wissen! Sie wen? — Dupaty und Piranesi! Ein sonderbarer Mensch! Er schreibt, daß er bei Lepri eine große Künstlergesellschaft getroffen hätte, unter ihnen Iwanow, den Maler des noch unvollendeten Bildes „Johannes der Vorläufer predigt in der Wüste“. Die russischen Künstler machen sich im geheimen lustig über ihn; sie sagen, daß er ganz in den pontischen Sümpfen stecken geblieben sei und noch immer nicht jenen malerischen, trockenen Stamm, mit Wurzeln über der Erde gefunden habe, wie er ihn für den Hintergrund seines Bildes brauche; dagegen haben die Deutschen nicht Lob genug für ihn. Im Café Greco sah er außerdem Gogol, wie dieser, recht gekkenhaft herausgeputzt, beim Mittagessen pikante ukrainische Anekdoten erzählte. Das Bemerkenswerteste aber, dem er zuerst bei der Einfahrt in die ewige Stadt bei der Kuppel des heiligen Petrus und bei dem riesigen Kolosseum begegnete, das war die Cachucha, graziös und feurig, wie sie im Volke lebt, und nicht so affektiert und geschminkt, wie wir sie auf der Bühne gesehen haben. „Stelle dir vor“, schreibt er, „daß die berühmte Taglioni nur die Kopie einer Kopie dieses Originals ist, das ich auf der Straße in Rom gratis gesehen habe.“ Doch wozu Auszüge aus dem Briefe machen, wenn ich Ihnen den Brief im Original senden kann. Auch von sich selbst werden Sie dort etwas Interessantes geschrieben finden. Der Arme denkt noch immer an die Tarnowskaja. Sie sehen sie doch oft; sagen Sie mir bitte, ob sie mit ihrem Äskulap auch glücklich ist? Sollte sie glücklich sein, so sagen Sie

ihr nichts von unserem Freund, trüben Sie nicht ihren ruhigen Hausfrieden durch unnütze Erinnerungen; wenn sie es aber nicht ist, so sagen Sie ihr, daß unser Freund Sternberg, das edelste Wesen von der Welt, sie noch heute liebt, und zwar ebenso innig und zärtlich, wie er sie früher geliebt hat. Das wird vielleicht ihren Kummer versüßen. Der Mensch, mag er noch so sehr leiden, mag er noch so große Prüfungen ertragen, wenn er nur ein wohlwollendes herzliches Wort hört, ein Wort des aufrichtigen Mitleids von einem fernen, unwandelbaren Freund, so vergißt er wenigstens für eine kurze Stunde, für eine Minute seinen bedrückenden Kummer, und er wird vollkommen glücklich; und eine Minute vollen Glückes ersetzt, so sagt man, unendliche Jahre schwerster Leiden.

Sie werden beim Lesen dieser Zeilen gewiß lachen, mein vergötterter Freund, und denken, daß ich selber vielleicht irgend ein Leid trage, weil ich so schön über Leiden zu sprechen verstehe. Nein, ich versichere Sie vor Gott, ich habe keinen Kummer, doch bin ich traurig geworden, ohne eigentlichen Grund. Ich bin doch vollkommen glücklich, und kann es denn anders sein, wenn ich solche Freunde, wie Sie und den lieben, unvergeßlichen Willi habe?

Nicht vielen Menschen ist solch ein glückliches Los beschieden, wie es mir zuteil geworden ist. Doch wenn Sie nicht gewesen wären, dann wäre die blinde Göttin an mir vorübergeeilt; Sie haben sie bei dem armen, verwahrlosten Jungen angehalten. O Gott, o Gott, ich bin so glücklich, so grenzenlos glücklich, daß es mir vorkommt, als müßte ich an diesem großen, vollen Glück ersticken, ersticken und zugrunde gehen. Ich brauche unbedingt

einen Kummer, wenn auch einen unbedeutenden; denn bedenken Sie doch selbst: was ich nur denke, was ich nur wünsche,—alles gelingt mir. Alle lieben mich, alle sind mir zugetan, von unserem großen Maestro angefangen; und seine Liebe allein, glaube ich, genügt schon, um einen vollkommen glücklich zu machen.

Er kommt oft zu mir, manchmal ißt er sogar bei mir zu Mittag. Wie hätte ich damals, als ich zum ersten Male in Ihre Wohnung kam, von einem solchen großen Glück auch nur träumen können? Viele, sehr viele Würdenträger, Hofleute erfreuen sich eines solchen Glückes nicht, wie ich, der unbekannte Arme, es genieße. Gibt es in der Welt einen Menschen, der mich nicht beneidete?

Vorige Woche kam er zu mir in die Klasse, sah sich meine Studie an, machte einige flüchtige Bemerkungen und rief mich auf einige Minuten auf den Gang hinaus. Ich dachte, daß er mir irgend ein Geheimnis anvertrauen wolle, und was glauben Sie wohl? Er machte mir den Vorschlag mit ihm zusammen die Uwarows in ihrem Landhaus zu besuchen und dort zu Mittag zu essen. Ich wollte meine Arbeit in der Klasse nicht unterbrechen und versuchte, ihm dies klarzumachen; er aber ließ meine Einwände nicht gelten, nannte sie schülerhaft und meinte, daß es nichts ausmache, einen Klassenunterricht zu versäumen.

— Und was die Hauptsache ist,—fügte er hinzu,—werde ich Ihnen eine Vorlesung halten, wie Sie sie von Ihrem Ästhetikprofessor nie im Leben zu hören bekommen werden.

Was konnte ich dagegen einwenden? Ich räumte Pinsel und Palette ein, kleidete mich um, und wir

fuhren fort. Unterwegs aber bekam ich kein Wort von einer Ästhetikvorlesung zu hören. Das Mittagessen verlief wie gewöhnlich in fröhlicher Unterhaltung und nach dem Essen begann erst die Vorlesung.

Im Salon nämlich, bei einem Tässchen Kaffee, kam Uwarow darauf zu sprechen, wie schnell die Zeit dahineile, und wie wenig wir, besonders aber die Jugend, die so kostbaren Stunden zu schätzen wissen, — und dabei blickte er auf seine beiden Söhne.

— Hier haben Sie ein lebendiges Beispiel, — unterstützte ihn Karl Pawlowitsch, indem er auf mich zeigte. — Heute hat er die Klasse im Stich gelassen, um hier herumzufaulenzen.

Mich überlief es heiß, und er, als ob er gar nichts davon merke, begann mir nun eine Vorlesung über die vorübereilende, alles verschlingende Zeit zu halten, so daß mir jetzt erst ein Verständnis aufging für die symbolische Statue des Saturn, der seine Kinder auffrißt. Und diese ganze Vorlesung war in einem solchen liebenden, väterlichen Ton gehalten, daß ich in Gegenwart aller Gäste wie ein bei irgend einem Streich ertapptes Kind zu weinen begann.

Nun, sagen Sie selber, was mir nach alledem noch fehlt? Sie, nur Ihre Anwesenheit fehlt mir noch. Ach, werde ich diesen freudigen, großen Augenblick noch erleben, da ich Sie, meinen leiblichen, aufrichtigen Freund werde umarmen können? Wissen Sie auch, daß ich, wenn Sie mir nicht für Ostern Ihren Besuch angekündigt hätten, im vergangenen Winter unbedingt zu Ihnen gekommen wäre? Es scheint, daß die Heiligen im Himmel mir mein irdisches

Glück neiden und dieses freudige Wiedersehen nicht zugelassen haben.

Aber trotz meines vollen Glücks ergreift mich zuweilen eine so unerträgliche Traurigkeit, daß ich nicht weiß, wie ich diesem erdrückenden Gram entgehen soll. In diesen schrecklich langen Momenten hat nur meine bezaubernde Schülerin einen wohlthuenden Einfluß auf mich. Wie gern würde ich ihr dann mein qualerfülltes Herz auf tun, in Tränen zerfließen, hinschmelzen vor ihr!... Aber das würde ihre Jungfräulichkeit beleidigen; und ich werde mir eher den Kopf an der Wand zerschellen, als irgendeine Frau zu verletzen; und gar sie, meine wunderschöne, engelreine Beschützerin.

Ich glaube, Ihnen schon vorigen Herbst von meiner Absicht geschrieben zu haben, von ihr eine Vestalin als Pendant zur fleißigen Schülerin, zu malen. Im Winter jedoch war es schwer, eine Lilie oder eine weiße Rose zu bekommen, besonders aber störte mich der unausstehliche Seekadett; jetzt sind diese Hindernisse beseitigt, und ich gedenke neben meiner Beschäftigung, das heißt neben der Konkurrenzarbeit, meinen Herzenswunsch in Erfüllung zu bringen. Dies ist um so leichter auszuführen, als meine Konkurrenzarbeit nicht kompliziert ist, im ganzen drei Personen: Joseph deutet seinen Mitgefangenen, dem Mundschenk und dem Speisemeister, ihre Träume. Ein altes, abgebrauchtes Thema. Desto mehr Mühe muß man sich geben, es gut zu bearbeiten, das heißt zu entwerfen. Mechanische Arbeit ist nur wenig dabei, und mir stehen noch über drei Monate zu Verfügung. Sie schreiben mir von der Wichtigkeit dieser vielleicht schon letzten Konkurrenzarbeit und raten mir, sie möglichst fleißig zu studieren,

mich tief, wie Sie sagen, in sie zu versenken. Das ist alles sehr schön, und ich bin auch von der Notwendigkeit all dessen vollkommen überzeugt. Aber, mein einziger Freund,—ich fürchte mich, es auszusprechen: Die Vestalin beschäftigt mich immer mehr und mehr. Die Konkurrenzarbeit steht an zweiter Stelle; und so sehr ich auch bemüht bin, sie in den Vordergrund zu rücken, es geht nicht, — sie tritt immer wieder zurück, und ich weiß nicht, was das bedeuten soll! Ich denke zuerst die Vestalin zu beenden; ich habe sie schon lange begonnen. Wenn ich sie fertig habe, sind meine Hände frei; dann gehe ich ungezwungener an die Konkurrenzarbeit.

Wettbewerb! Ich ahne irgend etwas Schlimmes bei dieser Arbeit. Woher kommt mir dieses fatale Vorgefühl? Sollte ich sie nicht bis zum nächsten Jahre aufschieben? Aber ein verlorenes Jahr, wodurch läßt sich der Verlust ersetzen? Durch einen sicheren Erfolg? Wer bürgt mir für diesen Erfolg? Nicht wahr, ich bin krank? Ich bin auch wirklich ein wenig so... wie nicht recht bei Sinnen, ich werde dem „Methaphysikus“ von Chemnitzer ähnlich. Um Gottes willen, kommen Sie und stärken Sie wieder meine ermattende Seele!

Was für ein gewissenloser Egoist ich doch bin! Mit welchem Recht fordere ich Sie denn zur Hierherreise auf? Um welcher vernünftigen Idee willen sollen Sie Ihre Arbeit und Ihre Pflichten verlassen und tausend Werst fahren, nur um einen Halbidioten zu sehen?

Weg, unwürdige Feigheit! Kindereien, nichts weiter; ich bin doch zum Wettbewerb um die erste goldene Medaille Gott sei Dank schon zugelassen! Ich bin doch bald ein fertiger Mann!... Nein, nein,

ich bin ein Künstler, der eben erst seine, vielleicht sehr glänzende, Laufbahn beginnt. Ich schäme mich vor Ihnen und vor mir selbst. Wenn Sie also kein dringendes Bedürfnis haben, so kommen Sie nicht in die Hauptstadt; wenigstens so lange nicht, bis ich meine Konkurrenzarbeit und meine liebliche Vestalin beendet habe. Und wenn Sie dann, das heißt, zur Ausstellung kommen sollten, o, dann wird meine Freude, mein Glück kein Ende haben. Noch einen seltsamen, beständigen Wunsch habe ich: ich wünschte mir so sehr, daß Sie im Vorübergehen auch das Modell meiner Vestalin, das heißt meine Schülerin, sich ansähen. Nicht wahr, ein seltsamer, lächerlicher Wunsch? Ich wollte sie Ihnen gern als die beste, schönste Schöpfung der göttlichen Natur zeigen und besonders deswegen, (o, welcher Egoist ich bin!) weil ich zur moralischen Verschönerung dieses wunderbaren Wesens beigetragen habe, indem ich sie lesen lehrte. Nicht wahr, ich bin unendlich egoistisch? Aber, im Ernst, die Schriftkunde verleiht ihr wirklich einen ganz besonderen Reiz. Sie hat nur einen, übrigens sehr kleinen Fehler, eine Unvollkommenheit, die ich erst unlängst an ihr bemerkte: sie liest nicht gern, wie mir scheint. Und die Tante hat schon lange aufgehört, über ihre lesekundige Pascha in Entzücken zu geraten.

Nach den Feiertagen gab ich ihr „Robinson Crusoe“ zu lesen. Was glauben Sie? Während des ganzen Monats hatte sie ihn kaum bis zur Hälfte gelesen. Ich gestehe Ihnen, daß diese Gleichgültigkeit mich sehr unangenehm berührte, so unangenehm, daß ich schon bereute, sie lesen gelehrt zu haben. Natürlich sagte ich es ihr nicht, sondern ich dachte es mir nur; und sie, als ob sie meine Gedanken

belauscht hätte, las den nächsten Tag das Buch zu Ende und abends beim Tee erzählte sie der gleichgültigen Tante das unsterbliche Werk von Defoe mit solch ungeheuchelter Begeisterung und mit solchen Einzelheiten, daß ich meine Schülerin dafür am liebsten abgeküßt hätte. In dieser Hinsicht finde ich bei mir und bei ihr viel Gemeinsames. Auch mich befällt zuweilen eine solche starre Gleichgültigkeit, daß ich vollkommen unfähig bin etwas zu tun; aber solche Anfälle dauern bei mir, Gottlob, nicht lange, während sie, mir ist es ganz unbegreiflich, bereits seit der Abreise des Seekadetten auffallend bescheidener, melancholischer und der Lektüre gegenüber gleichgültiger ist. Sollte sie?... Doch nein, das kann nicht sein; der Seekadett ist so roh und so unsympathisch, daß er auch ein noch so derb empfindendes Weib kaum zu interessieren vermöchte. Nein, das ist Unsinn. Sie ist einfach deshalb so nachdenklich und apathisch, weil sie eben in diesem gewissen Alter steht, wie uns die Psychologen versichern.

Doch ich langweile Sie gewiß mit meiner wunderschönen Schülerin! Sie werden am Ende glauben, daß sie mir nicht gleichgültig ist. Und es kommt wirklich darauf hinaus: sie gefällt mir ungemein, aber, als etwas Nahes, Verwandtes, gleichsam als zarteste leibliche Schwester.

Doch genug davon. Außer von ihr weiß ich Ihnen vorläufig von nichts mehr zu berichten. Von der Konkurrenzarbeit läßt sich noch sehr wenig sagen; kaum daß der Untergrund aufgetragen ist, und auch nach ihrer Beendigung werde ich Ihnen nicht darüber schreiben. Ich möchte, daß Sie davon in der Zeitung lesen, und noch mehr, daß Sie sie selbst sehen. Ich spreche mit solcher Gewißheit, wie wenn

alles bereits fertig wäre, und es sich bloß erübrige, die Medaille aus den Händen des Präsidenten zu nehmen und die Lobposaunen anzuhören.

Kommen Sie, mein unvergeßlicher, herzlicher Freund! Ohne Sie wird mein Triumph nicht vollkommen sein, deshalb nicht vollkommen, weil Sie der eigentliche Begründer meines gegenwärtigen und zukünftigen Glückes sind.

Leben Sie wohl, mein unvergeßlicher Wohltäter! Ich verspreche nicht, Ihnen bald zu schreiben. Leben Sie wohl!

P. S. Der arme Demski! Die auftauende Nawa hat er nicht mehr gesehen. Er starb,—wie ein wahrer Heiliger; still und friedlich, als ob er bloß einschlafen würde. Im Maria - Magdalenen-Spital hatte ich oft Gelegenheit die letzten Augenblicke eines erlöschenden Menschenlebens zu beobachten, aber einen solchen stillen, friedlichen Abschied vom Leben habe ich noch niemals gesehen. Während seiner letzten Stunden saß ich an seinem Bett und las ihm aus irgend einer leichten Unterhaltungsbroschüre vor. Er hörte mit geschlossenen Augen zu und von Zeit zu Zeit zuckte es kaum merkbar um seine Lippen,—wie wenn er lächelte. Ich hatte noch nicht lange vorgelesen, da öffnete er die Augen und mit kaum hörbarer Stimme sagte er zu mir:

— Macht es Ihnen denn Vergnügen mit diesen Dummheiten die Zeit zu vertrödeln?

Er schöpfte Atem und fuhr fort:

— Zeichnen Sie doch lieber etwas, und sei es auch mein Bild.

Ich trage stets ein Skizzenbuch, oder wie wir es nennen, ein Album und Bleistift bei mir. Ich begann nun die Umrisse seines abgezehrten, scharfen Profils

zu zeichnen. Er blickte wieder auf mich und sagte mit traurigem Lächeln:

— Nicht wahr, ein stilles Modell?

Ich fuhr fort, ihn zu zeichnen. Plötzlich tat sich leise die Tür auf und im Türrahmen zeigte sich das schmutzige Gesicht seiner Quartierfrau; als sie mich bemerkte, zog sie sich zurück, und die Tür schloß sich wieder. Demski begann, ohne die Augen zu öffnen, zu lächeln und gab mir mit der Hand ein Zeichen, mich über ihn zu neigen; ich tat es; lange schwieg er, endlich sagte er mit kaum vernehmbarer, bebender Stimme:

— Bezahlen Sie ihr, in Gottes Namen, für die Miete. Wir werden schon irgendwie miteinander verrechnen.

Ich hatte kein Geld bei mir und begab mich daher sogleich nach Hause. Dort wurde ich durch den Kaffee meiner Nachbarin, oder irgend etwas anderes, (ich weiß es selber nicht mehr) eine Zeitlang aufgehalten und kehrte bereits bei Sonnenuntergang zu Demski zurück. Sein Zimmer war von der untergehenden Sonne in ein grelles Orangelicht getaucht, so grell, daß ich auf einige Minuten die Augen schließen mußte. Als ich sie wieder öffnete und an sein Bett trat, sah ich unter der Bettdecke nur mehr die Leiche Demskis in eben derselben Lage, wie ich ihn verlassen hatte. Die Falten der Decke regten sich nicht; das Lächeln war ganz das gleiche, die Augen geschlossen, wie bei einem Schlafenden. So still stirbt nur ein Heiliger, und Demski gehörte zur Schar der Heiligen. Ich legte seine halberstarrten Hände über seine Brust, küßte seine kalte Stirn und zog die Decke über ihn. Ich suchte seine Quartierfrau auf, bezahlte die Schuld des Verstorbenen und bat

sie, die Vorbereitungen für das Leichenbegängnis auf meine Kosten zu bestreiten; ich selber ging zum Sargmacher. Am dritten Tag bestellte ich einen Geistlichen aus der St. Stanislaus-Kirche, mietete ein Lastfuhrwerk und mit Hilfe des Hauswartes trugen wir den bescheidenen Sarg hinunter, hoben ihn auf den Wagen, und machten uns mit der Leiche Demskis auf den weiten Weg. Hinter dem Sarg gingen ich, Pater Passjada und ein kleiner Kirchendiener. Nicht ein einziger Bettler begleitete ihn, obgleich uns eine ganze Menge solcher begegnete. Denn diese armen Müßiggänger wittern wie hungrige Hunde, wo ein Almosen zu erwarten ist. Von uns erhofften sie aber keines, und hatten sich darin auch nicht geirrt. Ich hasse sie, diese berechnenden, im Namen Christi spekulierenden Krämerseelen. Nach der Beerdigung lud ich den Pater in die Wohnung Demskis ein, nicht um ihn mit einem Leichenschmaus zu bewirten, sondern, um ihm die bescheidene Bibliothek Demskis zu zeigen. Die ganze Bibliothek befand sich in einer kleinen, schwach zusammengeslagenen Kiste und enthielt etwas mehr als fünfzig Bände, meist geschichtlichen und juridischen Inhalts in griechischer, lateinischer, deutscher und französischer Sprache. Der gelehrte Pater blätterte durchaus nicht gleichgültig in den bescheidenen Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker, und ich legte bloß die Bücher in französischer Sprache auf die Seite. Sonderbar, außer Lelewel fanden wir in polnischer Sprache nur noch ein winziges Bändchen Mickewicz in einer ganz billigen posener Ausgabe und weiter nichts. Sollte er wirklich die Literatur seiner Heimat so wenig geliebt haben? Unmöglich! Als wir die Bibliothek durchgesehen hatten, nahm

ich die französischen Bücher für mich, die übrigen bot ich dem gelehrten Pater an. Der gewissenhafte Pater wollte sich auf keinen Fall einverstanden erklären, sich einen solchen Schatz ohne jede Vergütung anzueignen, und schlug vor, dafür einen Gedenkstein über der Asche Demskis aufstellen zu lassen; ich aber wollte unbedingt die Hälfte der Kosten tragen. An Ort und Stelle bestimmten wir Größe und Gestalt des Steines und die ganz einfache Inschrift: „Leonard Demski, mort anno 18...“ Nachdem dies erledigt war, nahm jeder sein Erbteil und wir verabschiedeten uns wie zwei alte Freunde.

Sonderbar, hatte Demski wirklich keinen anderen vertrauten Freund als mich? In seinem Zimmer hatte ich nie jemanden angetroffen, wenn wir aber durch die Stadt gingen, begegneten ihm oft Bekannte, die ihn freundschaftlich begrüßten und zuweilen auch die Hand reichten; es waren dies lauter anständige Leute. Und wahrlich, steht es diesen sogenannten anständigen Leuten denn an, einen armen Teufel in seiner armseligen Kammer zu besuchen? Traurig! Arme anständige Leute!

Nochmals leben Sie wohl. Vergessen Sie meiner nicht, mein unvergeßlicher Wohltäter!“

Aus diesem weitschweifigen und inhaltsreichen Brief ersah ich vor allem, daß mein Künstler, wie es sich eben für jeden echten Künstler geziemt, ein ungemein edler und feinfühligler Mensch ist. Gewöhnliche Menschen werden sich niemals mit solch einer aufrichtigen, uneigennütigen Liebe einem so stolzen, von allen verlassenem armen Teufel hingeben, wie es der selige Demski war. In einer solchen

schönen, uneigennütigen Anhänglichkeit sehe ich durchaus nichts Außergewöhnliches; es ist dies nichts anderes als die Folge eines wechselseitigen Empfindens für alles Schöne und Erhabene in Mensch und Natur. Unserer Natur nach, und dem Vermächtnis unseres göttlichen Lehrers zufolge, müßten wir alle solche Menschen sein. Aber ach, nur wenige, sehr wenige von uns haben dieses heilige Vermächtnis befolgt und sich in Liebe und Keuschheit ihre göttliche Natur bewahrt. Sehr wenige! Und deshalb scheint uns ein wirklich edler, uneigennützig liebender Mensch etwas Außergewöhnliches. Wie auf einen Kometen sehen wir auf ihn und nachdem wir uns an ihm sattgesehen, beginnen wir, damit unsere schmutzige, selbstsüchtige Persönlichkeit uns nicht selber allzusehr in die Augen fällt, ihn, den Reinen, zu beschmutzen, zuerst mit versteckten Verleumdungen, dann mit offenen, um ihn endlich, wenn auch das nicht helfen will, in Armut und Elend zu stoßen. Ein Glück noch, wenn wir ihn bloß ins Irrenhaus stecken, denn sonst hängen wir ihn einfach auf wie den gemeinsten, skrupellosesten Missetäter. Traurig,—aber leider wahr!

Doch ich bin weit von meinem eigentlichen Thema abgekommen.

Aus dem ungereimten Brief meines geliebten Künstlers ersah ich ferner, daß der Unglückliche, ohne es selber zu merken, sich bis über die Ohren in seine schöne, rührige Schülerin verliebt hatte. Das ist natürlich gut und sogar notwendig, besonders für einen Künstler, da sonst sein Herz über den akademischen Studien schwarz wird. Die Liebe ist ein lebenspendendes Feuer im Herzen des Menschen, und alles, was er unter dem Einfluß dieses

göttlichen Gefühles schafft, trägt den Stempel des Lebens und der Poesie. Das wäre ja nun alles recht schön, wenn nicht diese, wie Libelt sie nennt, „Feuerseelen“, in der Liebe so erstaunlich wahllos wären. Es kommt manchmal vor, daß einem wahren und begeisterten Verehrer des Schönen ein moralisch so widerwärtiger Abgott zuerteilt wird, daß höchstens der Rauch des Küchenherdes für ihn paßt; der einfältige Künstler aber umgibt ihn mit Weihrauch. Nur wenigen, sehr wenigen dieser Feuerseelen schritt die Harmonie zur Seite. Von Sokrates und Berghem an bis auf unsere Tage, immer dieselbe widrige Ungereintheit im Alltagsleben. Zum größten Unglück verlieben sich diese Feuerseelen gar nicht nach Husarenweise, ja, noch schlimmer als ein gewöhnlicher Infanterist, nämlich fürs ganze Leben. Das ist es, was ich nicht verstehen kann! Und was ich für meinen Freund befürchte? Auch er kann, nach dem Beispiel der Genies, seine zarte, empfängliche Seele einem Teufel im Frauenrock unterwerfen. Und er wird noch von Glück sagen können, wenn er wie Sokrates oder Poussin sich seine Hausfurie mit einem Witz vom Halse zu schaffen versteht, und seines Weges geht, doch andernfalls, — lebe wohl Wissenschaft und Kunst, lebe wohl Poesie und alles Reizvolle im Leben, lebe wohl auf immer! Das Gefäß ist zertrümmert, das teure Salböl vergossen und mit Kot vermenget, und die hellstrahlende Leuchte des friedlichen, künstlerischen Lebens erloschen vor dem giftigen Hauch der häuslichen Natter. O, wenn diese Weltleuchten des Familienlebens entbehren könnten, wie wunderschön wäre das! Wieviel schöne Werke würden dann in diesem häuslichen Abgrund

nicht untergehen, sondern der Menschheit zur Erbauung und zum Genuß erhalten bleiben! Doch scheint es, daß der Genius ebenso wie unseresgleichen des häuslichen Herdes und des Familienkreises unbedingt bedarf. Vermutlich deshalb, weil die Seele, die alles Hohe und Schöne in Natur und Kunst empfindet und liebt, nachdem sie sich an der bezaubernden Harmonie erfreut hat, der Erholung bedarf; und diese süße Beruhigung kann der ermüdeten Seele nur im Kreise der Kinder und einer guten, liebenden Frau zuteil werden. Glücklich, hundertmal glücklich der Mensch und der Künstler, dessen Leben, mit solchem Unrecht prosaisch genannt, von der holden Muse der häuslichen Harmonie beschattet wird! Seine Seligkeit ist grenzenlos, — wie die Gotteswelt.

Betreffs meiner Beobachtungen hinsichtlich des Familienglückes habe ich noch zu sagen: Meine Bemerkung bezieht sich auf alle Menschen, besonders aber auf die begeisterten Verehrer alles Guten und Schönen in der Natur; eben diese Armen fallen ihrem vergötterten Idol,—der Schönheit,—zum Opfer. Man darf ihnen das nicht verübeln, da die Schönheit überhaupt, und besonders die Frauenschönheit auf sie einen alles zerstörenden Einfluß ausübt. Anders kann es nicht sein, und dies ist auch die trübe Quelle, die alles Schöne und Erhabene im Leben vernichtet.

— Wie ist denn das möglich, -- werden die leidenschaftlichen Jünglinge ausrufen. Die schöne Frau ist von Gott doch bloß dazu geschaffen, unser qualvolles tränenerfülltes Dasein zu versüßen. Freilich, dies ist die ihr von Gott gegebene Bestimmung, aber sie, oder besser gesagt, wir selber sind so schlau

gewesen, diese ihre hohe göttliche Bestimmung zu ändern, und haben ein lebloses, ein seelenloses Idol aus ihr gemacht. Ein einziges ihrer Gefühle hat alle übrigen Gefühle in ihr erstickt: der Egoismus, der dem Bewußtsein ihrer eigenen, alles vernichtenden Schönheit entsprang. Schon in der Kindheit haben wir ihr zu verstehen gegeben, daß sie dazu auserwählt sei später einmal unsere Herzen zu entflammen und in Stücke zu reißen. Gewiß, wir haben ihr dies bloß angedeutet, aber sie hat es so rasch aufgefaßt, so tief verstanden, und damals schon das Gefühl ihrer künftigen Allmacht so heftig empfunden, daß sie von jener unheilvollen Stunde an zur unschuldigen Kokette und zur lebenslänglichen Anbetlerin ihrer eigenen Schönheit wurde. Der Spiegel ist ihr einziger Gefährte auf ihrem traurigen einsamen Lebensweg. Und keine Erziehung, nichts in der Welt, was sie anders machen könnte; — so tief hat der unbewußt von uns selber geworfene Samen der Eigenliebe und unheilbaren Koketterie in ihr Wurzel gefaßt.

Dies ist das Ergebnis meiner Beobachtung an Schönheiten im allgemeinen, und an privilegierten Schönheiten im besonderen. Eine privilegierte Schönheit kann nichts weiter sein, als eben nur eine Schönheit, weder ein sanft liebendes Eheweib, noch eine zärtlich gute Mutter, nicht einmal eine feurige Geliebte. Sie ist eine Holzpuppe, weiter nichts, und es wäre unsererseits lächerlich, von einem Stück Holz mehr zu verlangen.

Deshalb rate ich auch, sich an diesen herrlichen Statuen nur aus der Ferne zu ergötzen, sich aber ja nicht näher mit ihnen einzulassen und auf keinen Fall sie zu heiraten; dies rate ich ganz besonders

Künstlern und überhaupt Männern, die sich der Kunst und Wissenschaft ergeben haben. Wenn ein Künstler seiner geliebten Kunst wegen eines weiblichen Modells bedarf, dann nehme er sich ein Modell, eine Tanzpartnerin oder irgend eine andere Meisterin ihrer Zunft, zu Hause aber braucht er, ebenso wie jeder gewöhnliche Sterbliche, ein gutes liebendes Eheweib und keine privilegierte Schönheit. Wohl erleuchtet diese auf einen Augenblick mit grell blendenden Freudenstrahlen das friedliche Heim des Gottbegnadeten, dann aber bleibt von diesem augenblicklichen Freudentaumel, wie von einem vorüberflimmernden Meteor, auch keine Spur mehr zurück. Die privilegierte Schönheit bedarf ebenso wie die echte Künstlerin einer Anbetarschar; sei es nun eine aufrichtige oder eine heuchlerische, das ist ihr gleich, wie einem Götzenbild, genug, wenn es bloß Anbeter sind. Ohne sie ist sie ebenso wie jene antike Götzenfigur,—eine schöne Marmorstatue, weiter nichts.

„Keine Regel ohne Ausnahme,“ sagt ein Sprichwort. Freilich, auch unter den Schönheiten gibt es Ausnahmen, denn die Natur ist unendlich mannigfaltig. Ich bin sogar tief überzeugt davon, daß es solche Ausnahmen geben muß, aber nur als die aller-seltensten Erscheinungen. Diese meine Vorsicht hat ihre Ursache darin, daß mir, obgleich ich mehr als ein halbes Jahrhundert schon unter anständigen Leuten lebe, noch niemals vergönnt gewesen war, einer solchen Erscheinung zu begegnen. Und dabei kann man durchaus nicht behaupten, daß ich zur Gruppe der Menschenfeinde oder gar zu den unerbittlichen Verächtern alles Schönen überhaupt gehöre. Im Gegenteil, ich bin ein leidenschaftlicher

Verehrer des Schönen, gleichgültig, ob es sich nun in der Natur oder in der göttlichen Kunst offenbart.

Unlängst trug sich folgendes mit mir zu. Der Zufall wollte es, daß' ich in irgendeinem abgelegenen, fast unbewohnten Winkelchen, fern von jeder menschlichen Kultur und Zivilisation längere Zeit zubringen mußte, und in ebendiese Einöde kam, durchaus nicht zufällig, irgendeine Weltschönheit geflogen,—so wenigstens pflegte sie selber in der Folge sich zu nennen. Ich wurde bald mit ihr bekannt; denn was das Bekanntwerden betrifft, so kann ich darin gewiß nicht zu den Schüchternen gezählt werden. Ich begann nun meine neue schöne Bekannte aufmerksam zu beobachten, und — Wunder aller Wunder! Auch nicht der Schatten jener Schönheiten, die ich bis dahin zu Gesicht bekommen hatte. — Sollte ich vielleicht in diesem abgeschiedenen Nest hier mein Urteilsvermögen eingebüßt haben?—dachte ich. Doch nein, meine neue Bekannte schien wirklich eine in jeder Hinsicht vorzügliche Frau zu sein; klug und dabei bescheiden, belesen sogar, und was die Hauptsache ist, keine Spur von Koketterie. Bald begann ich mich meines früheren Mißtrauens zu schämen und, nachdem ich alle Zweifel von mir gewiesen hatte, wurde ich, wenn auch nicht ihr Anbeter, (dieses Handwerk liegt mir nun einmal nicht), so doch ihr aufrichtiger, treuer Freund. Auch sie, warum weiß ich nicht, fand Gefallen an mir; mit einem Worte wir wurden Freunde. Mein Entzücken an ihr stieg von Tag zu Tag und kannte bald keine Grenzen mehr, so daß selbst in meinem alten Herzen sich etwas mehr als eine bloße Anhänglichkeit zu regen begann, und ich nahe daran war, in die

Rolle des alten Esels aus der Operette zu fallen. Ein Zufall rettete mich, ein ganz alltäglicher Zufall. Eines Morgens, — ich verkehrte wie ein Mitglied der Familie in ihrem Hause, so daß ich oft auch zum Frühstücktee bei ihnen zu Gast war, — eines Morgens also bemerkte ich, daß dicht über ihrem Nacken ihr Haar zu winzigen Zöpfchen geflochten war. Diese Entdeckung gefiel mir nicht. Ich war früher der Meinung gewesen, daß ihr Haar sich im Nacken natürlich zu Locken ringle. — So steht also die Sache, — dachte ich, und diese Entdeckung war es auch, die mich davon abhielt, ihr eine Liebeserklärung zu machen. Wieder wurde ich nichts weiter als ein guter Freund von ihr. Wir unterhielten uns täglich über Literatur, Musik, Malerei und dergleichen, denn es wäre doch peinlich gewesen in Gesellschaft einer gebildeten Frau sich mit Klatschereien abzugeben. Bei dieser Unterhaltung bemerkte ich, freilich erst nach einem Jahr, daß sie ganz und gar oberflächlich urteile und von den Schönheiten in der Kunst und in der Natur ziemlich oberflächlich spreche. Dies begann meinen Glauben an sie ein wenig zu erschüttern. Ferner gab es kein Buch in der Welt, sowohl in russischer als auch in deutscher Sprache, das sie nicht gelesen haben wollte, aber kein einziges, dessen sie sich erinnern konnte. Ich fragte sie nach der Ursache, und sie berief sich auf irgendein Frauenleiden, das ihr noch in den Mädchenjahren das Gedächtnis geraubt hätte. Ich war so gutherzig, ihr zu glauben; doch bald wurde ich gewahr, daß sie eine ganze Reihe abgeschmackter Verse, die sie in ihrer Mädchenzeit gelesen hatte, heute noch auswendig hersagen konnte. Von dieser Zeit an begann es mir peinlich zu werden mit ihr

von Literatur zu sprechen, und bald darauf machte ich noch die Entdeckung, daß sie außer dem Jahreskalender kein einziges Buch in ihrem Hause hatte. An den Winterabenden pflegte sie, wenn sich die entsprechende Gesellschaft einfand, Karten zu spielen. Ich dachte, es geschehe anstandshalber und merkte dabei gar nicht, daß sie schrecklich mißgestimmt wurde, wenn es ihr nicht gelang eine Spielgesellschaft um sich zu sammeln, und über heftige Kopfschmerzen zu klagen begann. Saß ihr Mann gerade beim Kartenspiel, so setzte auch sie sich an seinen Tisch, blickte in die Karten seiner Mitspieler als ob es ihre eigenen wären, und diese liebliche Beschäftigung zog sich zuweilen bis weit nach Mitternacht hin. Ich aber ging, sobald diese seelenlose Szene ihren Anfang nahm, gleich auf die Straße hinaus. Mir war es widerwärtig, eine so schöne junge Frau bei einer solchen seelenlosen Beschäftigung zu sehen. Damit war ich aber auch vollständig aus meinem Rausche erwacht; ich sah in ihr nur mehr einen Polypen oder richtiger, eine echte privilegierte Schönheit.

Hätte sie in diesem abgeschiedenen Winkel noch ein weiteres Jahr ohne Anbeter, das heißt, ohne Löwen und Leoparden zubringen müssen, ich bin überzeugt davon, sie wäre entweder närrisch oder eine vollständige Idiotin geworden; den Zustand einer Halbidiotin hatte sie bereits erreicht. Und ich, Einfaltspinsel, ich hatte in der Einbildung gelebt, endlich Eldorado entdeckt zu haben, und dieses Eldorado war nichts anderes als eine gewöhnliche Holzpuppe, auf die ich in der Folge nicht ohne Widerwillen sehen konnte.

So mancher wird beim Lesen dieses fürchterli-

chen Urteils über Frauenschönheiten mich für einen zweiten Buonarotti in dieser Beziehung halten. Weit gefehlt! Auch ich bin ein leidenschaftlicher Anbeter von ihnen, nicht besser als irgend einer jener Leoparden, vielleicht sogar noch wilder. Doch liebe ich es, meine Überzeugungen, ohne jede Rücksicht auf Rang oder Titel, in ihrer ganzen Nacktheit zu enthüllen. Übrigens schreibe ich dies einzig und allein für meinen jungen Freund, für meinen Künstler, und beabsichtige keineswegs meine Ansicht über schöne Frauen drucken zu lassen. Gott bewahre mich vor einer solchen Dummheit! Meine leibliche Schwester wäre doch dann imstande, mich wie Judas den Verräter auf die erstbeste Espe zu knüpfen. Übrigens ist sie keine Schönheit, — und hat daher nichts zu fürchten.

Wo aber nimmt dieses Übel seinen Anfang? In der Erziehung. Hat Gott irgend ein Elternpaar mit einem schönen Töchterchen gesegnet, so beginnen sie selber, indem sie es anderen Kindern vorziehen, es zu verderben, und was die Bildung ihres Lieblings betrifft, so urteilen sie folgendermaßen: Wozu denn das Kind ohne allen Nutzen mit leeren Büchern vollpfropfen? Es wird auch ohne Bücher und sogar ohne Mitgift seine glänzende Karriere machen. — Und das schöne Töchterchen macht auch wirklich seine Karriere. Die Prophezeiung der Eltern ist in Erfüllung gegangen; was will man also noch mehr? Und dies ist der Anfang des Übels. Und seine Fortsetzung? Hier habe ich sie zu schildern versucht. (Ich selber bin übrigens von der Richtigkeit meines Urteils durchaus nicht überzeugt, sondern vermute bloß, daß es sich so verhält.)

Unsere liebenswürdige slawische Rasse steht,

obgleich sie der kaukasischen Völkerfamilie angehört, was ihr Äußeres betrifft, der finnischen und mongolischen weit näher. Schöne Frauen gehören bei uns zu den seltensten Erscheinungen, und diese seltenen Erscheinungen beginnen wir in den Windeln schon mit unseren abgeschmackten Begeisterungsausbrüchen, unserem Egoismus und ähnlichem albernen Zeug zugrunde zu richten und machen schließlich hölzerne Gliederpuppen aus ihnen, wie sie Künstler für Drapierungen benutzen.

In Ländern, die Gott im allgemeinen mit schönen Frauen gesegnet hat, sind diese nichts weiter als eben! gewöhnliche Frauen, und die gewöhnlichen Frauen sind meiner Meinung nach auch die besten Frauen.

Wozu aber habe ich hier diese lange Predigt über schöne Frauen gehalten, die die Männerherzen, darunter auch mein Herz, zerreißen? Wohl meinem jungen Freund zur Erbauung. Für ihn aber, glaube ich, ist diese Predigt überflüssig; denn seine Vestalin ist, soviel ich aus seiner Beschreibung ersehe, kaum fähig etwas tiefer in das Herz eines Künstlers einzudringen, der, wie mein Freund, so herrlich alles Erhabene und Schöne in der Natur empfindet und auffaßt. Sie muß gewiß eine scharfsichtige, stumpfnasige Schelmin etwa von der Art einer Nähmamsell oder einer flinken Kammerzofe sein; solche sind keine Seltenheiten, aber vollkommen ungefährlich.

Dagegen sind Personen wie diese aalglatte Tante auch nicht selten, aber ungemein gefährlich. So süß er sie auch schildert, sie erinnert mich doch an die Gevatterin bei Gogol, die einem Heiratslustigen auf seine Frage, ob sie ihn verheiraten wolle, ant-

wortet: „Och, mein Täubchen! Und zwar so geschickt, daß du's nicht einmal merken wirst.“ Mein Freund hat natürlich mit dem Helden bei Gogol nichts Gemeinsames, und in dieser Hinsicht befürchte ich für ihn fast nichts. Das Feuer der ersten Liebe brennt zwar heißer, aber dafür auch kürzer. Andererseits aber, wenn ich mir's recht überlege, darf man nicht ganz ohne Furcht sein; denn diese merkwürdigen Heiraten „ohne es zu merken“ kommen oft nicht nur bei verständigen, sondern sogar bei vorsichtigen Menschen vor. Meinem Freund traue ich aber nicht viel Vorsicht zu; das ist nicht des Künstlers Tugend. Jedenfalls schrieb ich ihm einen Brief, aber nicht voll Moralpredigten. Gott bewahre mich vor solchen Ermahnungsepisteln! Ich schrieb ihm wie ein Freund, offen, was ich befürchte, und was er zu befürchten hat und zeigte ihm ohne Umschweife das liebe Tantchen, als die wichtigste und gefährlichste Falle. Aber ich erhielt darauf keine Antwort; mein Brief gefiel ihm wahrscheinlich nicht. Ein schlechtes Zeichen, dachte ich mir; aber es ist auch möglich, daß er im Laufe des Sommers mit seiner Konkurrenzarbeit beschäftigt war, kein Wunder also, daß er meinen Brief vergessen konnte. Aber der Sommer, sowie auch der September und Oktober vergingen, ohne daß mein Freund von sich hören ließ. Eines Tages lese ich in der „Ptschela“ eine flott geschriebene Kritik der Ausstellung, wahrscheinlich von Kukolnik. Die „Vestalin“ meines Freundes lobt er über die Maßen, von der Konkurrenzarbeit aber spricht er kein Wort.

Was soll das bedeuten? Sollte sie ihm nicht gelungen sein? Ich schrieb ihm wieder einen Brief und bat ihn, dieses hartnäckige Schweigen zu erklären,

wobei ich der Konkurrenzarbeit und überhaupt seines Schaffens mit keinem Worte erwähnte, weil ich aus Erfahrung weiß, wie unangenehm es ist, die Frage eines Freundes, wie die Arbeit gehe, zu beantworten, wenn die Arbeit schlecht geht. Nach zwei Monaten erhielt ich eine Antwort, lakonisch und vollkommen unverständlich. Als ob er fürchtete oder sich schämte, offen das zu sagen, was ihn quälte, und irgendetwas quälte ihn fürchterlich. Unter anderem deutet er in diesem Brief irgendeinen Mißerfolg an (wahrscheinlich bezüglich der Konkurrenzarbeit, die ihn, wie er sich äußert, bald ins Grab gebracht hätte) und schreibt, daß, wenn er überhaupt noch auf der Welt sei, er dies nur seinen guten Nachbarn zu verdanken habe, die den lebhaftesten und herzlichsten Anteil an ihm nehmen, daß er jetzt fast nichts arbeite, an Körper und Seele leide und nicht wisse, wie das alles enden wird.

Ich hielt das alles natürlich für Übertreibung. Dies kommt bei jungen, empfänglichen Leuten oft vor: sie machen stets aus einer Mücke einen Elefanten. Aber mich beunruhigte doch etwas, und ich wollte irgend etwas Ausführliches über seine Lage erfahren. Aber wie? Von wem? Von ihm selbst würde ich das Gewünschte nicht erfahren. Ich wandte mich nun an Michailow und bat ihn, er möge mir alles, was er von meinem Freund wisse, schreiben. Der verbindliche Michailow ließ mich nicht lange warten. Er schrieb mir folgenden originellen und offenerherzigen Brief.

„Dein Freund, Bruder, ist ein Narr, und was für ein Narr! Solange die Welt besteht, hat es keinen größeren Narren gegeben. Die Konkurrenzarbeit, höre ich, gelang ihm nicht, und was machte er nun

vor Verzweiflung? Du wirst es gewiß nicht erraten: er heiratete, so wahr mir Gott helfe! Und weißt du wen? Seine Vestalin, und noch dazu in schwangerem Zustand. Das ist ein Heidenspaß: eine schwangere Vestalin! Und wie er selbst sagt, war es eben die Schwangerschaft, die ihn bewog, zu heiraten. Aber glaube ja nicht, er selbst wäre der Urheber dieser Sünde, o nein! Das Vieh von Seekadett hat hier Unfug getrieben; sie gestand es selbst. Der wackere Seekadett beging das Übel und fuhr nach Nikolajew, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Und dein großzügiger Narr,—blaff—fiel hinein, wie ein Hahn in die Kohlsuppe. „Wo soll sie jetzt hin, wer wird sie jetzt aufnehmen“, sagte er, „wenn sie ihre leibliche Tante aus dem Hause jagt?“ Er nahm sie bei sich auf. Nun sage mir, ob du noch einen solchen Narren auf dieser Welt gesehen hast? Sicherlich hast du noch nicht einmal von einem solchen gehört. Offen gestanden, eine beispiellose Großmut. Oder besser gesagt, eine beispiellose Dummheit! Das aber ist noch gar nichts, das Lächerlichste kommt erst. Er malte nach ihr seine Vestalin,—schwanger; aber wie malte er sie! Eine Wonne, sage ich dir. Eine solche naive, unschuldige Anmut habe ich noch niemals gesehen; weder im Bild noch in der Natur. Bei der Ausstellung wollte die Menge von der Vestalin gar nicht weggehen. Sie machte beim Publikum ebensoviel Furore wie, wenn du dich dessen entsinnst, Tyrannows „Mädchen mit der Trommel“. Ein herrliches Werk! Selbst Karl Pawlowitsch blieb sehr oft lange vor dem Bild stehen, und das will doch etwas sagen. Irgend ein Würdenträger kaufte es und bezahlte ein hübsches Stück Geld dafür. Kopien und Reproduktionen von ihm befinden sich in

allen Kunsthandlungen und werden an allen Straßenecken feilgeboten. Mit einem Wort: ein voller Erfolg, und er, der Narr, heiratete! Dieser Tage war ich bei ihm und bemerkte eine gewisse, unangenehme Veränderung an ihm. Es scheint mir, daß die Tante ihn tüchtig in der Hand hat. Zu Karl Pawlowitsch kommt er nicht mehr; wahrscheinlich schämt er sich. Er begann eben seine Frau mit seinem, besser gesagt mit ihrem Sohn als „Madonna mit dem Kind“ zu malen; wenn er dieses Bild ausführt, wie er es begonnen hat, wird es die „Vestalin“ noch weit übertreffen. Die Züge sind bei Mutter und Kind staunenswert schön. Mich wundert nur, daß ihm die Konkurrenzarbeit mißlingen konnte! Ich weiß nicht, ob man ihn, da er nun verheiratet ist, das nächste Jahr zum Wettbewerb zulassen wird; ich glaube kaum. Das ist alles, was ich dir von deinem unverständigen Freund mitteilen kann. Unser Karl Pawlowitsch ist nicht ganz gesund, im Frühjahr will er die Arbeit in der Isaaks-Kathedrale beginnen.

Dein Michailow.“

Eine unsägliche Traurigkeit befiel mich nach der Lektüre dieses schlichten, freundlichen Briefes. Ich sah, daß die strahlende Zukunft meines Freundes, meines Lieblinges, schon ihr Ende erreicht hatte,—in der Blüte seines helleuchtenden Ruhmes; doch war es bereits zu spät, dem Übel vorzubeugen. Als Mensch handelte er sehr unvernünftig, aber im höchsten Grade edel. Wenn er ein gewöhnlicher Maler, ein Handwerker gewesen wäre, so würde dieser Vorfall auf seine Arbeit keinen Einfluß haben, aber auf einen echten und feurigen Künstler kann dieser Einfluß verderblich werden. Schon der Verlust der

Hoffnung, auf Kosten der Regierung ins Ausland geschickt zu werden, genügt, um die stärkste Energie zu brechen. Und er kann jetzt gar nicht daran denken, auf eigene Kosten das Ausland zu besuchen. Selbst wenn er durch angestrengte Arbeit die Geldmittel dazu aufbringen würde, Frau und Kind würden diese dürftigen Mittel aufzehren, ehe er noch dazu käme, an Rom und dessen unsterbliche Wunder zu denken. Ja, so ist's.

Italien, du glücklich Land,
Wohn mit Sehnsucht im Gemüt
Begeisterung, die junge, zieht,
Zu schau'n ihr Eden frohgeahnt!..

Dieses glückliche Zauberland wird meinem Freund nun für immer verschlossen bleiben, wenn nicht irgend ein ungewöhnlicher Zufall ihm die Tür zu diesem erträumten Eden öffnet. Solche Zufälle aber sind sehr, sehr selten; denn jene wirklichen Kunstfreunde, die Künstlern Geldmittel für eine Studienreise ins Ausland zur Verfügung stellten, sind bei uns längst ausgestorben und wenn heutzutage irgend ein Reicher sich einen solchen Luxus schon erlaubt, so tut er dies bloß aus kindischer Eitelkeit. Er nimmt den Künstler mit sich ins Ausland, entlohnt ihn wie einen Hausdiener und behandelt ihn auch wie einen solchen, läßt ihn das Hotel zeichnen, in dem er abgestiegen ist, oder den Meeresstrand, wo seine Enehälfte ihre Seebäder nimmt und andere ähnliche Dinge, die mit Kunst absolut nichts zu tun haben; und die Dummköpfe heben sogleich ein Geschrei an:—Da seht ihr den wahren Freund und Kenner der schönen Kunst: nimmt einen Künstler ins Ausland mit.— Armer Künstler! Was wohl deine Seele empfinden mag, wenn du dieses wilde, alber-

ne Geschrei vernimmst. Ich beneide dich nicht, du armer Verehrer des Schönen in Kunst und Wissenschaft. Du bist, wie man im Sprichwort sagt, in Rom gewesen, und hast den Papst nicht gesehen; und dein Ruhm, daß du im Auslande warst, muß wie ein bitterer Vorwurf dir erscheinen. Nein, lieber mit dem Rucksack auf der Schulter zu Fuß ins Ausland gehen, als mit dem gnädigen Herrn zusammen in einer Prachtkutsche hinzufahren, oder lieber ganz darauf verzichten

„Das heiß ersehnte Paradies“

zu sehen, und in irgend einem Winkelchen unseres prosaischen Vaterlandes, in stiller Anbetung des göttlichen Apollo seine Zuflucht zu suchen.

Mein Freund hat dumm, staunenswert dumm über seine Zukunft verfügt. Es sind nun schon vierzehn Tage her, daß ich täglich den aufrichtigen Brief Michailows durchlese, und noch immer kann ich mich von der Wahrheit dieser unverzeihlichen Dummheit nicht überzeugen. Zudem will ich daran nicht glauben. Mir kommt manchmal der Gedanke, nach Petersburg zu fahren, um mich mit eigenen Augen von dieser häßlichen Wahrheit zu überzeugen. Wenn ich jetzt Ferien hätte, so würde ich mich nicht erst lange besinnen; zum Unglück aber sind wir jetzt mitten im Schuljahr, und wenn eine Beurlaubung auch möglich wäre, so doch höchstens für einen Monat, und was kann ich in der Hälfte dieser Zeit für meinen Freund tun? So viel wie nichts; ich werde mit eigenen Augen bloß sehen müssen, was ich nicht einmal im Traume sehen will. Nach langer Überlegung, und nachdem ich mich von dem ersten Eindruck erholt hatte, beschloß ich zu warten, was der alte „Saturn“ sagen werde, und unterdessen mit

Michailow in ständigem Briefwechsel zu bleiben. Die Hoffnung, daß mein Künstler mir schreiben werde, hatte ich bereits ganz verloren, aber auch meine Hoffnung auf Briefe von Michailow hatte sich nicht erfüllt. Ich hatte außer acht gelassen, daß sich gerade dieser Mensch zu einem dauernden Briefwechsel am allerwenigsten eignet, und wenn auf meinen ersten Brief auch seine Antwort schneller eingetroffen war, als ich erhoffen konnte, so hätte ich dies eher als das achte Wunder ansehen müssen, als daraus auf die Möglichkeit eines dauernden Briefwechsels zu schließen. Was sollte ich tun? Ich hatte mich geirrt; und wer irrt sich nicht? Im ersten Eifer schrieb ich ihm einige Briefe, aber auf keinen erhielt ich eine Antwort. Dies hinderte mich jedoch nicht, ihm wieder zu schreiben, und je öfter, desto wärmer. Keine Antwort. Schließlich verlor ich die Geduld und schrieb Michailow einen groben, kurzen Brief. Dies wirkte; er sandte mir eine Antwort folgenden Inhalts:

„Ich wundere mich, wie dir Geduld, Zeit und Papier zu deinen höchst lächerlichen, um nicht zu sagen dummen, Briefen hinreicht. Und von wem schreibst du? Von einem Narren! Ist er denn überhaupt wert, daß man über ihn nachdenkt, geschweige denn von ihm schreibt, und noch dazu so lächerliche Briefe wie die deinigen. Spucke auf ihn, ein verlorener Mensch, nichts weiter; zu deinem Trost füge ich noch hinzu, daß er, seine liebe Frau und sein, wie er sich ausdrückt, „Mütterchen“, zu dritt sich dem Trunke ergeben haben. Zuerst begann er Kopien von seiner „Vestalin“ herzustellen, und deren so viele, daß sie selbst auf dem Trödelmarkt niemand mehr kaufen wollte, dann begann er Litho-

graphien für Kunsthandlungen zu malen, und jetzt weiß ich nicht, was er treibt. Er malt wahrscheinlich Porträte, einen Rubel pro Kopf. Man sieht ihn nicht, er verkroch sich irgendwo in die zwanzigste Linie. Um dich zufrieden zu stellen, machte ich mich vorige Woche auf, ihn zu suchen. Mit Mühe fand ich seine Wohnung beim Smolenskij - Friedhof. Ihn selbst traf ich nicht an; seine Frau sagte mir, daß er bei einem Beamten sei, der ihm Modell sitze. Ich betrachtete mit Vergnügen seine unvollendete Madonna und, weißt du, er begann mir leid zu tun. Weshalb, drängt sich einem da die Frage auf, mußte er zugrunde gehen? Nachdem ich lange vergebens gewartet hatte, ging ich fort, ohne der Frau Adieu zu sagen: sie kam mir so abscheulich vor.

Karl Pawlowitsch hat trotz seiner Krankheit die Arbeit in der Isaaks-Kathedrale begonnen. Die Ärzte raten ihm, die Arbeit bis zum nächsten Jahr aufzuschieben und den Sommer über ins Ausland zu reisen, aber er will sich von der begonnenen Arbeit nicht trennen. Warum kommst du nicht nach Petersburg, wenn auch nur auf kurze Zeit, um dir die Wunder unseres Wundertäters Karl Pawlowitsch anzusehen? Dabei könntest du auch an deinem Narren deine Freude haben. Auch du hast doch gewiß geheiratet, nur willst du es nicht eingestehen. Schreibe mir nicht mehr, denn ich werde dir nicht antworten. Lebe wohl!

Dein Michailow.“

Mein Gott! Konnte denn wirklich diese einzige Ursache, diese unglückliche Heirat, so plötzlich, so schnell den genialen Jüngling vernichten? Gab es keine andere Ursache mehr? Traurige Heirat!

Mit Ungeduld erwartete ich die Ferien. Endlich waren die Prüfungen zu Ende, ich nahm Urlaub und reiste nach Petersburg! Karl Pawlowitsch traf ich nicht mehr in Petersburg. Auf den Rat der Ärzte hatte er die Arbeit verlassen und war nach Madeira gereist. Mit großer Mühe fand ich Michailow. Dieser Sonderling hatte nie eine ständige Wohnung besessen, er lebte stets frei wie ein Vogel. Ich begegnete ihm auf der Straße. Er ging mit dem verwegenen Seekadetten, der jetzt schon Leutnant ist, Arm in Arm. Ich weiß gar nicht, wie dieser so plötzlich in Petersburg aufgetaucht ist. Ich konnte diesen Menschen nicht ausstehen. Nach der Begrüßung nahm ich Michailow zur Seite und fragte ihn nach der Adresse meines Freundes. Michailow brach zuerst in ein Gelächter aus und sagte dann, sein Lachen mit Mühe zurückhaltend und sich an den Seekadetten wendend:

— Weißt du auch, nach wessen Wohnung er fragt? Nach der seines Lieblings N. N.

Und wieder begann er zu lachen. Der Seekadett half ihm mit, aber gezwungen. Mich ärgerte dieses unschickliche Lachen Michailows; endlich aber besann er sich und sagte:

— Dein Freund lebt jetzt in einer warmen Wohnung auf der siebenten Werst. Zum Wettbewerb wurde er nicht zugelassen; da ist er, ohne lange nachzudenken, verrückt geworden und hat sich in einem warmen Stübchen eingemietet. Ob er noch lebt, weiß ich nicht.

Ich nahm, ohne mich von Michailow zu verabschieden, einen Wagen und fuhr eilig ins Spital „Aller Leidenden“. Man ließ mich zum Kranken nicht ein, da er eben einen Tobsuchtsanfall hatte.

Am zweiten Tag sah ich ihn, aber wenn mir der Krankenwärter nicht gesagt hätte, daß es jener und jener Künstler sei, ich hätte ihn nicht wieder erkannt, so sehr hatte ihn der Wahnsinn verändert. Er erkannte mich natürlich auch nicht, hielt mich für irgendeinen Römer aus dem Bild Pinellis, brach in ein Gelächter aus und ging von der vergitterten Tür fort. Mein Gott! Welch eine traurige Erscheinung—ein vom Wahnsinn entstellter Mensch! Ich konnte nicht länger als eine Minute auf dieses traurige Bild sehen, nahm Abschied vom Krankenwärter und kehrte in die Stadt zurück; aber das Schicksal meines unglücklichen Freundes raubte mir jede Ruhe; weder in der Akademie, noch in der Eremitage, noch im Theater, mit einem Wort nirgends, hielt ich es aus. Sein schreckliches Bild verfolgte mich überall, und nur meine täglichen Besuche im Spital „Aller Leidenden“ löschte allmählich den ersten, fürchterlichen Eindruck aus. Sein Wahnsinn wurde mit jedem Tage schwächer, dafür aber nahmen auch die physischen Kräfte rasch ab; zuletzt vermochte er nicht mehr, sich vom Bett zu erheben, und ich konnte ruhig zu ihm ins Zimmer kommen. Manchmal schien er zu sich zu kommen, aber er erkannte mich noch immer nicht. Einst besuchte ich ihn am frühen Morgen; die Morgenstunden waren für ihn erträglicher. Ich fand ihn vollkommen ruhig, aber so erschöpft, daß er kein Glied rühren konnte. Lange sah er mich an, wie wenn er sich auf etwas besinnen wolle. Nach einem langen, nachdenklichen, vernünftigen Blick sprach er kaum hörbar meinen Namen aus, und ein Tränenstrom brach aus seinen klar gewordenen Augen.

Das stille Weinen ging bald in ein Schluchzen,

über, ein so herzerreißendes Schluchzen, wie ich es noch nie von einem Menschen gehört habe und auch nie wieder hören möchte. Ich wollte ihn verlassen, aber er hielt mich mit Gebärden zurück. Ich blieb. Er streckte die Hand aus, ich nahm sie und setzte mich neben ihn. Das Schluchzen legte sich nach und nach, und große Trärentropfen rollten unter seinen gesenkten Wimpern hervor. Nach einigen weiteren Minuten hatte er sich vollkommen beruhigt und schlummerte ein. Da befreite ich meine Hand aus der seinen und ging hinaus, in der festen Hoffnung auf seine Genesung. Am nächsten Morgen kam ich wieder früh ins Spital und fragte den ersten Wärter, dem ich begegnete: „Wie geht es dem Kranken?“ „Ihr Kranker, Ew. Gnaden, ist schon im Leichenhaus,—antwortete der Wächter,—gestern früh schlief er ein und ist nicht mehr aufgewacht.“

Nach dem Begräbnis blieb ich noch einige Tage in Petersburg, ich weiß nicht weswegen. Einmal traf ich noch mit Michailow zusammen. Er erzählte zuerst, wie er gestern den Seekadetten nach Nikolajew begleitete und wie sie bei dem „Mittleren Schlagbaum“ zechten, dann kam das Gespräch auf den Verstorbenen, seine Witwe und zuletzt auf die unvollendete Madonna. Ich bat Michailow mich in die Wohnung der Witwe zu führen, worauf er gern einging, weil er selbst Lust hatte, sich die unvollendete Madonna noch einmal anzusehen. In der Wohnung des Verstorbenen fanden wir nichts, was davon gezeugt hätte, daß hier irgend einmal ein Künstler gewohnt hat; nur das Reisbrett mit ausgetrockneten Farben, das jetzt eine zerschlagene Fensterscheibe ersetzte, war das einzige Zeichen. Ich fragte

nach der Madonna. Die Witwe verstand mich nicht. Michailow erklärte ihr, sie möchte ihm das Bild zeigen, das er unlängst bei ihr sah. Sie führte uns ins andere Zimmer, und wir erblickten die Madonna; man hatte damit ein Loch in der alten Wandschirmtapeete geflickt. Ich schlug der Witwe zehn Rubel für das Bild vor; sie ging gern darauf ein. Ich rollte meinen teuren Erwerb zusammen und wir verließen die Witwe, die sich über die zehn Rubel freute.

Am nächsten Tag nahm ich Abschied von meinen Bekannten und verließ das Nördliche Palmyra, wie es scheint für immer. Der unvergeßliche Karl Pawlowitsch lag in Rom bereits im Sterben.

ANMERKUNGEN

Thorwaldsen, Albert Berthel, (1770—1844), berühmter dänischer Bildhauer.

Tritonen—Märchenhafte Meergeschöpfe mit Menschenleibern und Fischeschwänzen.

Ostade, Adrian van, (1610—1685), niederländischer Maler.

Berghem, Nikolaas, (1620—1683), niederländischer Maler.

Teniers, David, der Ältere, (1582—1649), zum Unterschied von Teniers, dem Jüngeren,—seinem Sohn, (1610—1694), holländische Maler, bekannt durch ihre realistischen Bilder aus dem Volksleben.

Rubens, Peter Paul, (1577—1640), berühmter niederländischer Maler. Von ihm stammen eine Reihe von Porträten und Gemälden meist mythologischen und religiösen Inhalts, bekannt durch die Kraft ihres Realismus.

Van Dyck, Anton (1599—1641), nach Rubens der hervorragendste Porträtmaler der niederländischen Schule.

Vasari, Giorgio (1512—1574), italienischer Maler und Kunstschriftsteller. Von ihm stammt das Buch: „Lebensbeschreibung berühmter Maler, Bildhauer und Architekten“.

Die Statthalter des heiligen Petrus—Die Päpste.

Die ketzerische Lehre Wiciefs und Huß'.—John Wicief (14. Jh.), ein Engländer, und Johannes Huß, (14. und 15. Jh.), ein Böhme: Kirchenreformatoren, Gegner der katholischen Kirche. Schewtschenko machte Johannes Huß, (der 1415 von den Katholiken auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde), zum Helden seines Poems „Der Ketzer, (Johannes Huß)“, in dem er ihn als einen unerschrockenen Kämpfer für die nationale Unabhängigkeit Böhmens von den Deutschen und für die Gedankenfreiheit schildert.

Luther, Martin, (1483—1546), deutscher Kirchenreformer. Vor seinem Abfall von der katholischen Kirche war er Mönch. (Mitglied des Mönchsordens der Augustiner).

Leo X. und Julius II., (bei Schewtschenko heißt es irrtümlich Leo II.), Päpste, die ihre ungeheuren Einkünfte an Bauwerken und Gemälden verausgabten, für deren Ausführung sie die hervorragendsten Künstler ihrer Zeit, (des 16. Jh.), verpflichteten.

Corregio, Antonio Allegri, (1494 — 1534), italienischer Maler.

Zampieri, Domenico, auch Domenichino, (1581 — 1641), von Schewtschenko oft erwähnter italienischer Maler. Ein Kupferstich seines Bildes „Der Evangelist Johannes“ stammt von Müller, eine Kopie dieses Bildes wurde von dem Lehrer Schewtschenkos, K. P. Brülow, angefertigt.

Schtschedrin, Sylvester — russischer Maler des 19. Jh., hauptsächlich bekannt durch seine italienischen Landschaftsbilder. (Portici, Stadt in Italien in der Nähe von Neapel und des Vesuv.)

Saturn—Nach der antiken Mythologie einer der ältesten Götter, der aus Furcht, daß ihm von seinen eigenen Kindern ein Anschlag auf seine Macht drohe, diese lebendig verschlang.

Michaels-Palast — Petersburger Palast, in dem Kaiser Paul I. wohnte, und wo er im Jahre 1801 von Verschwörern erwürgt wurde.

Chalat—Kittel, geringes Kleid.

Zimmermaler Schirajew — Inhaber eines Artels von Wandmalern, in dem auch Schewtschenko eine Zeitlang arbeitete.

Apollo von Belvedere—Antike Statue des Gottes Apollo, die als das vollkommenste Muster männlicher Schönheit galt. **Belvedere**: Ein mit dem Vatikan verbundener Palast in Rom, in dessen Museum sich unter anderen Antiken auch diese Statue befindet.

Mojka—Nebenfluß der Newa.

Velasquez, Don Diego, (1599—1660), berühmter spanischer Maler. Sein Bild „Der Greis“ befand sich in den 30-iger Jahren in der Gemädegalerie des Grafen Stroganow.

Thraklit und Heraklit -- Statuen im Sommergarten, deren Namen Schewtschenko aus dem Gedächtnis zitiert. Mit

Heraklit dürfte der griechische Philosoph gemeint sein; wen aber die erste Statue darstellen soll, ist ungewiß, da es in der griechischen Geschichte einen Thraklit nicht gibt. Vermutlich dürfte es sich um den griechischen Philosophen Demokrit handeln, da dieser als „der lachende Philosoph“ oft dem „schwermütigen“ Heraklit gegenübergestellt wird.

„**Nicolas Nickleby**“—Ein Roman des englischen Schriftstellers Charles Dickens, (1812—1870). In diesem Roman schildert Dickens die englische Schule der 30-iger Jahre des 19. Jh. und ihre seelenlosen Pädagogen.

Die sechste Linie—Jeder Stadtteil in Petersburg hat einige Linien, (geradlinige Straßen), die numeriert sind.

Pimenow, Nikolai Stepanowitsch, (1812 — 1864), Bildhauer, Zögling der petersburger Kunstakademie.

Wenezianow, Alexej Gawrilowitsch, (1780—1847), Maler. Einer der ersten Darsteller des russischen Bauernlebens.

Stjudshinskij, Franzisk—Kupferstecher.

Sawjalow, Fjodor Semenowitsch, (1810 — 1856), Maler, Zögling der petersburger Kunstakademie. Die erwähnte Arbeit, eine Zeichnung der bekannten altgriechischen Sagen-gestalt Herkules, befindet sich in Rom im Palast der Fürstenfamilie Farnese; daher „farnesischer Herkules“.

Lossenko, Anton Pawlowitsch, (1737—1773), Maler, seiner Abstammung nach Ukrainer. Einer der ersten Zöglinge der petersburger Kunstakademie.

Cavos—Architekt, Erbauer der Hoftheater.

Audran—Name einiger Kupferstecher des 16.—18. Jh.

Volpato, Giovanni—italienischer Kupferstecher des 18. Jh.

„**Die Reise des jüngeren Anacharsis**“—Literarisches Werk des französischen Archäologen Barthélemy, in dem in belletristischer Form Kultur und Leben des alten Griechenland im 5. Jh. beschrieben wird; gleichzeitig enthält es wertvolles Material über die Kunst jener Epoche.

Karl der Große — Der bereits erwähnte Karl Pawlowitsch Brülow, (1792—1852), der Lehrer Schewtschenkos und ein naher Freund des bekannten Dichters Wassili Andrejewitsch Shukowski, (1783—1852). Beide nahmen aktiven Anteil an der Loskaufung Schewtschenkos aus der Leibeigenschaft. Zum Dank dafür („Zum Andenken an den 22. April 1838“), hat Schewtschenko dem letzteren sein Poem „Katarina“ gewidmet.

Kripak—Leibeigener.

Taglioni—Gefeierte Tänzerin der damaligen Zeit.

Cachucha—Spanischer Volkstanz.

„**Chitana**“—(„Zigeunerin“), Name eines Balletts.

Palmyra — Hauptstadt eines uralten Kaiserreiches in Syrien.

In den 20-iger und 30-iger Jahren des 19. Jh. pflegten russische Dichter und Prosaschriftsteller die russische Hauptstadt Petersburg „Das Nördliche Palmyra“ zu nennen.

Kolomnaer Beamten—Beamten aus Kolomna. Vergleiche in Puschkins Poem „Der eiserne Reiter“ die Stelle, wo er den kleinen Beamten Eugen schildert: „Lebt in Kolomna, sitzt im Amt wo...“

Amphitryon—Gestalt aus der griechischen Mythologie. Hier im Sinne von gastfreundlichem Hauswirt.

Huber, Eduard Karlowitsch, (1814—1847), Dichter. Der erste russische Übersetzer von Goethes „Faust“. Diente als Verkehrsingenieur im Ministerium für Verkehrswesen.

Merkur — Nach der römischen Mythologie: Götterbote, der den Willen der obersten Gottheit, Jupiter, den übrigen Göttern übermitteln mußte. Hier im Sinne von Bote.

Maske Laokoons—Gemälde des Kopfes Laokoons nach der bekannten antiken Statue, die den Priester mit seinen beiden Söhnen darstellt, wie sie von zwei ungeheuren Schlangen getötet werden.

Abguß nach Michel Angelo — Gipsabguß irgend einer Skulptur Michel Angelos, des großen Künstlers der Renaissancezeit.

Wielhorskij, Michael Jurjewitsch, Graf, (1787—1856). Zu jener Zeit bekannter Kunstfreund in Petersburg, der sich selber auch mit Musik befaßte.

Terpsichore — Nach der antiken Mythologie eine der neun Musen, Beschützerin der Tanzkunst. Schewtschenko meint hier gewiß das Gedicht „Die Zigeunerin“ von Huber, in dem die Tänzerin Taglioni verherrlicht wird.

Kukolnik, Nestor Wassiljewitsch, (1809—1868). In den 30-iger Jahren des 19. Jh. berühmter russischer dramatischer Dichter und Belletrist; schrieb auch Aufsätze über Künstler.

Stofatto—Geschätztes italienisches Fleischgericht.

Lacrima Christi—Italienischer Rotwein.

Ouverture—Einleitungsmusik zu Opern und Balletten.

Da capo—italienisch: von vorne! noch einmal!

Antinous — Liebling des Kaisers Hadrian, ein schöner Jüngling, der von den Bildhauern des zweiten Jahrhunderts oft dargestellt wurde.

Lucius Verus — Mitregent des römischen Kaisers Marc Aurel. (2. Jh.)

Canova, Antonio, (1752 — 1822), italienischer Bildhauer.

Belvederescher Torso — Torso: Rumpf einer antiken Statue. Berühmt ist der Torso des ruhenden Herkules im Vatikan, (dem päpstlichen Palast).

„**Das jüngste Gericht**“ — Großes Wandgemälde von Michel Angelo in einer Kirche Roms.

Raphael Sanzio (1483 — 1520), berühmter italienischer Maler der Renaissancezeit. Schuf außer Leinwandgemälden auch eine Reihe von Fresken (Wandbildern) im Vatikan.

Bild der Germanicus und des ruhenden Fauns — Gemälde nach Gipsabgüssen antiker Statuen. Germanicus: römischer Feldherr (1. Jh.), Faun: Wald- oder Feldgeist.

Schwein in torshoker Pantoffeln — In Torshok hergestellte Pantoffeln. Torshok: Stadt im ehemaligen twersker Gouvernement, berühmt durch ihre Saffianleder- und Samtindustrie. Mit „Schwein“ ist der Gutsbesitzer Engelhardt gemeint, bei dem Schewtschenko als Leibeigener diente.

Wladislawlew, I. W. — Herausgeber des Almanachs „Die Morgenröte“, mit Stahlstichen und Gemäldereproduktionen der bedeutenden Maler illustriert.

Chutor — Kleiner Grundbesitz, etwa 100 Joch Feld, ehemals eine Art Meierhof in der Ukraine.

Oserow, Wladimir Alexandrowitsch, (1769 — 1816), russischer dramatischer Dichter. Verfasser einiger Trauerspiele, darunter „Ödipus in Athen“, nach einem antiken Thema. Hauptpersonen dieses Trauerspiels sind der unglückliche, verbannte Greis Ödipus, seine Tochter Antigone und sein Sohn Polynikes.)

Poussin — Französischer Maler des 18. Jh.

So werde ich mich wieder an den „Englischen Klub“ wenden — Englischer Klub: Bezeichnung eines Restaurants, in dem sich besondere Kartenspielsäle befanden.

Mokritzki, Apollo Nikolajewitsch, (1811 — 1871), ein Schüler Brülows und Freund Schewtschenkos. Hinterließ für die Schewtschenkobiographie wertvolle Erinnerungen. „Der Belvederische“ wurde er wahrscheinlich scherzweise deshalb genannt, weil er Apollo hieß.

Schiller, Friedrich, (1759—1805), berühmter deutscher Dichter. Verfasser der „Räuber“ und einer Reihe anderer Dramen und Trauerspiele.

Klodt, Pjotr Pawlowitsch, Baron, (1805—1867), Bildhauer, Professor an der Kunstakademie.

Sauerweidt, Alexander Iwanowitsch, (1782—1844), Professor an der Kunstakademie, Schlachtenmaler. Schöpfer einer Reihe von Bildern aus dem Militärleben.

Bassin, Pjotr Wassiljewitsch, (1793—1877), Maler, Professor an der Kunstakademie.

Die Statue von Fischer—Fischer: Bekannter Naturforscher, (1817—1886).

Grigorowitsch, Wassilij Iwanowitsch, (1786—1865), Sekretär der Kunstakademie und des „Vereines zur Unterstützung von Künstlern“. Nahm Anteil an der Loskaufung Schewtschenkos aus der Leibeigenschaft. Schewtschenko widmete ihm sein Poem „Die Haidamaken“.

Pljuschkin—Eine Figur aus Gogols Roman „Die toten Seelen“.

Die Statue des von Apollo geschundenen Marsyas — (bei Schewtschenko heißt es irrtümlich: des von Apollo ge- henkten Midas). Nach einem altgriechischen Mythos for- derte Marsyas, der Meister des Flötenspiels den Apollo zum Wettkampf heraus und wurde von diesem besiegt. Zur Strafe dafür, daß er es gewagt hatte, sich mit ihm, dem Gott der Musik, zu messen, wurde er von Apollo lebendig geschunden.

Mohoritsch—Kauftrunk.

Petrowskij, Pjotr Stepanowitsch, (1814—1842), Maler. Ein Schüler Brülows und Freund Schewtschenkos in der Kunstakademie.

Weder bei Dumé noch bei Saint-George—Namen zweier in den 30-iger Jahren in Petersburg bekannten Restau- rants.

Fox—Weinhändler.

Eine Flasche Médoc—Französischer Wein.

Gilbert, John, (1794—1866), Historienmaler; Anhänger der venetianischen Schule.

Kornelius, Peter, (1787—1867), deutscher Maier der so- genannten nazarenischen Schule. Schöpfer einer Reihe von trockenen, in idealistischem Stil gehaltenen Bildern religiö- sen Inhalts. Schewtschenko bemerkt in seinem Tagebuch,

(am 10/VII. 1857), daß ihn die Bilder Kornelius und andere: deutscher Maler, deren Reproduktionen Shukowskij aus dem Auslande mitgebracht hatte, nicht gefallen haben.

Hesse, Peter, (1792—1871), deutscher Maler, idealistischer Richtung; einer der Vertreter der „münchener Schule“.

Klenze, Walhalla, Pinakothek—Es handelt sich hier um die sogenannte „münchener Schule“ der deutschen Kunst des 19. Jh. Leo Klenze, (1784—1864), Architekt. Im Auftrage des bayrischen Königs erbaute er am Donauufer, in der Nähe von Regensburg die Walhalla, einen Rundbau aus Marmor. (Walhalla ist nach der altgermanischen Mythologie die Stätte, wo die Seelen der im ruhmvollen Kampfe gefallenen Helden weiterleben). **Pinakothek**: Gemäldegalerie in München.

„Perspektive“ von Dürer—Albrecht Dürer, (1471—1528), berühmter deutscher Maler und Kupferstecher, auch Verfasser einer Reihe von theoretischen Werken, darunter vier Bände über „Die menschlichen Proportionen“ und ein Lehrbuch der Perspektive, das Schewtschenko hier erwähnt.

Worobjew, Maxim, (1787—1855), russischer Maler.

Sphinxen — Auf der Uferstraße der Newa wurden im Jahre 1834 zwei Steinsphinxen aufgestellt, die aus Ägypten stammten.

Kotljarewskij, Iwan, (1769—1838), ukrainischer Dichter. Schewtschenko widmete ihm sein Gedicht: „Zum Andenken Kotljarewskijs.“

Mit der Kuppel Buonarottis gekrönte Welthauptstadt—Rom, wohin die besten Schüler der Kunstakademie nach Beendigung ihrer Studien zur Vervollkommnung in ihrer Kunst geschickt wurden. Die Buonarottikuppel: die Kuppel der nach dem Projekt Michel Angelo Buonarottis erbauten Peterskirche in Rom.

Sternberg, Wassilij Iwanowitsch, (1818—1845), Maler, einer der vertrautesten Freunde Schewtschenkos.

Michailow, Grigorij Karpowitsch, (1814—1867), Maler, ein Schüler Brülows und Freund Schewtschenkos.

Poussin, Nicolas, (1593—1665), französischer Maler.

Daziario—Kunsthandlung auf dem Newskij-Prospekt in Petersburg.

Die süßlichen Schönheiten eines Grevedon — Grevedon Pierre, (1776—1860), französischer Maler und Lithograph.

Smirdin, Alexander Philippowitsch, (1795—1857), Buchhändler und Verleger. Gab eine illustrierte Sammlung: „Hundert Schriftsteller“ heraus, die jedoch mit dem dritten Bande abbrach.

Walter Scott, (1771—1832), englischer Schriftsteller, Verfasser von historischen Romanen. Einer der Lieblingsschriftsteller Schewtschenkos.

Michaud, José Francois, (1767—1839), französischer Historiker.

„**Peter der Einsiedler**“—Ein Mönch, der bei der Organisierung der Kreuzzüge eine leitende Rolle gespielt haben soll. **Kreuzzüge**: Zug der europäischen Feudalen nach Osten, um Palästina zu erobern.

Brjanskij, Jakow Grigorjewitsch, (1795—1853), Schauspieler.

Karatygin, Wassilij Andrejewitsch, (1802—1853), berühmter Tragiker.

„**30 Jahre oder das Leben eines Kartenspielers**“—Schauspiel der französischen Schriftsteller Ducange und Dennery.

Elkan, Alexander Lwowitsch, (1819—1869), Theaterkritiker und Feuilletonist. Eine damals in Petersburg allgemein bekannte Persönlichkeit, die mit Sagoretzkij, (Figur aus der Komödie „Verstand schafft Leiden“ von Gribojedow), und mit Chlestakow, (Figur aus Gogols Revisor), verglichen wurde. Schewtschenko erwähnt mehr als einmal den „allgegenwärtigen und allwissenden Elkan“ in ironischer Weise sowohl in seinem Tagebuch, als auch in Briefen an seine Freunde.

„**Das verzauberte Haus**“—Schauspiel des deutschen dramatischen Dichters Auffenberg; ins Russische übersetzt von Obodowskij. Die Rolle des Königs Ludwig XI. in diesem Schauspiel spielte Kartygin.

Die Brüder Tschernetzow — Grigorij Grigorjewitsch, (1801—1865), und Nikanor Grigorjewitsch, (1804—1879), Landschaftsmaler. Brülow schätzte sie, wie aus der Erzählung hervorgeht, als Künstler nicht besonders hoch ein.

„**Robert**“, „**Fenella**“ — Die beiden Opern „Robert der Teufel“ von Meyerbeer und „Fenella“ von Aubert; zwei französische Komponisten.

„**Woodstock**“—Roman von Walter Scott aus der Geschichte der bürgerlichen Revolution im 18. Jh.

Paul de Laroche, (1797—1856), französischer Maler.

Tarnowskij—Ukrainische Gutsbesitzerfamilie.

Quintett von Beethoven und Sonate von Mozart — Beethoven (1770—1827), Mozart (1759—1791), zwei berühmte deutsche Komponisten.

Behm, Josef, (1785—1876), ein zu jener Zeit berühmter Geiger.

Kastor und Pollux—Zwillingsbrüder aus der griechischen Mythologie. Ihre Namen wurden sprichwörtlich für zwei unzertrennliche Freunde.

Sokolow, Pjotr Fjodorowitsch, (1791—1847), Aquarellmaler.

Gau, Wladimir Iwanowitsch, (1816—1895), Porträtist und Aquarellmaler.

Gibbon, Eduard, (1737—1794), englischer Historiker, einer der „Aufklärer“ des 18. Jh. Verfasser des großen Werkes „Geschichte des Verfalls und der Zerstörung des römischen Kaiserreiches.“ (Im Jahre 1824 erschien eine gekürzte Ausgabe dieses Werkes in russischer Übersetzung.)

„Springbrunnen von Baktschisaraj“—Stadt in der Krim.

Eine Flasche Cliquott—Französischer Champagner; bekannt nach der Inhaberin der Weinhandlung.

Graf Tolstoj, (1783—1873), damaliger Vizepräsident der petersburger Kunstakademie.

„Quentin Dorward“—Ein Roman von Walter Scott aus der französischen Geschichte des 14. Jh.

Kavatine aus „Norma“ — Arie aus der Oper „Norma“ des italienischen Komponisten Bellini.

Kiprenskij, Orest Adamowitsch, (1783—1836), bekannter Maler, Porträtist. Schöpfer des Bildes von Puschkin.

Dandy—englischer Weltmann, Stutzer, Modegeck.

Dahl, Wladimir Iwanowitsch, (1801—1872), Belletrist, später Sprachforscher. Verfasser des bekannten, ausgezeichneten Wörterbuchs der lebendigen großrussischen Sprache.

Marten, John, (1789—1854), englischer Maler und Kupferstecher.

Golitzyn, Alexej Nikolajewitsch—Fürst, Staatsmann, Minister zur Zeit Alexander I. und Nikolaus I.

Prjanischnikow, Fjodor Iwanowitsch—Maler.

Romasanow, Nikolai Alexandrowitsch, (1815—1867), und **Stawasser, Pjotr Andrejewitsch**, (1816—1850), Maler und Bildhauer.

Kutorga, Stephan Semjonowitsch, (1805 — 1861), russischer Naturforscher.

Paul de Kock, (1794 — 1871), französischer Romanschriftsteller, dessen Werke, die mit einer humoristischen Note den französischen Mittelstand und das Kleinbürgertum des 18. Jh. schildern, in Rußland damals sehr populär waren.

„**Der Landprediger von Wakefield**“—Sentimental-moralistischer, aber lebendiger und mit Humor geschriebener Roman des englischen Schriftstellers Goldsmith, (1728—1774).

Pinetti—Verwandlungskünstler.

Andromache an der Leiche Patroklos—Andromache: In dem altgriechischen Poem „Iliade“ die Frau des trojanischen Königssohnes Hektor, der von Achilles, dem Führer des Griechenheeres, das Troja belagerte, getötet wurde. Schewtschenko schrieb fehlerhaft Patroklos statt Hektor.

Paska—Geweihetes Osterprot.

Ovidschen Metamorphosen — Ovid, mit dem Beinamen Naso, römischer Dichter, (starb im 1. Jh. n. Chr.). Sein bedeutendstes Werk ist „Metamorphosen“, worin von wunderbaren Verwandlungen von Menschen erzählt wird.

Aiwasowskij, Iwan Konstantinowitsch, (1817—1900), Maler, besonders durch seine Marinen bekannt.

Kolmann, Karl Iwanowitsch, (1786—1847), Aquarellmaler; malte hauptsächlich Szenen aus dem Stadt- und Bauernleben.

Wie die Schatten bei der Überfahrt Charons—Nach der antiken Mythologie ist Charon der Fährmann, der die Schatten der Gestorbenen über den unterirdischen Fluß Acheron in die Unterwelt führt.

Seinen Abgott Lelewel—Joachim Lelewel, (1785—1861), polnischer Geschichtsschreiber. Aktiver Teilnehmer an dem Aufstand der Polen im Jahre 1830.

Washington Irving, (1783—1859), amerikanischer Schriftsteller. Eines seiner Hauptwerke: „Das Leben Christoph Columbus“ (bekannter Seefahrer, der 1492 Amerika entdeckte.)

„**Abend in Athen**“—Ein Entwurf von Bülow, der das alte Griechenland des 5. Jh. v. Chr. und sein Kulturzentrum Athen darstellt.

Parthenon—Tempel der Göttin Pallas Athene,

Phidias—berühmter Bildhauer, der Statuen aus Gold und Silber herstellte,

Perikles—Staatsmann,

Aspasia—seine Freundin, bekannt durch ihre Klugheit und ihre Schönheit,

Xanthippe—Die zanksüchtige Frau des Philosophen Sokrates. Schewtschenko vergleicht in seiner Erzählung diesen Entwurf mit der „Athenischen Schule“, dem Wandgemälde Raphaels im Vatikan.

Chor der Edelleute aus den „Hugenotten“—Oper von Meyerbeer, (1791—1864), Lieblingsoper Schewtschenkos.

„Belagerung von Pskow“—Ein unvollendetes Gemälde von Brülow nach dem historischen Thema: Die Belagerung von Pskow durch das polnisch-litauische Heer, geführt von Stephan Bathori, (1581—1582).

„Clarisse“—Roman in Briefen des englischen Schriftstellers Samuel Richardson. (18. Jh.) Vertreter des sentimentalen Realismus. Wurde von Jules Janin im 19. Jh. gekürzt ins Französische übersetzt.

Greuze, Jean Baptiste, (1726—1805), französischer Maler.

Eine wahre Hebe—Nach der griechischen Mythologie ist Hebe die Göttin der Jugend und Schönheit; Dienerin der Götter.

Der Wolkentreiber—Der Vater der Götter und Menschen: Zeus-Jupiter, der Beherrscher des Donners und des Blitzes.

Vestalin—Priesterin der römischen Göttin Vesta.

„Robinson Crusoe“—Bekannter Roman des englischen Schriftstellers Daniel Defoe (1661—1731).

Arago, (1790—1855) und **Dument d'Urville** (1790—1842), französische Weltumsegler; hinterließen Reisebeschreibungen.

Plutarch—Griechischer Schriftsteller des 1. Jh. hauptsächlich bekannt durch die von ihm zusammengestellten vergleichenden Biographien der berühmten Männer des römischen Reiches und Griechenlands. In die europäischen Sprachen übersetzt, erlangte dieses Werk in Europa eine ungeheure Verbreitung.

Des frohen Bacchus—Gott des Weines und des Weinhandels.

Der geniale Mathematiker O...—Gemeint ist der berühmte

te russische Mathematiker Michael Ostrogradskij, (1801—1862).

Mit der Fackel des Hymen—Mit der Ehe Hymen: antiker Ehegott.

Vernet, Gudin, Steuben—Maler.

Horace Vernet, (1789—1863), Schlachtenmaler,

Theodor Gudin, (1802—1880), Seemaler,

Karl Steuben, (1788—1856), Historienmaler.

Apollo und seine neun Schwestern — Apollo: Gott des Lichts, Beschützer der Poeten und Künstler im allgemeinen. Mit seinen neun Schwestern meint Schewtschenko die neun Musen, die im Altertum als die Beschützerinnen der einzelnen Künste galten: der Poesie, der Tanzkunst, der Tragödie, Komödie usw.

Die ewige Stadt—Rom.

Dupaty, (1746—1788), französischer Schriftsteller; Verfasser der Briefe „Italien 1785“.

Piranesi, Giambattista, (1720—1778), Architekt und Kupferstecher, Schöpfer von Kupferstichen, die die uralten Denkmäler Roms darstellten.

Iwanow, Alexej Andrejewitsch, (1806—1858), bekannter Maler. Arbeitete viele Jahre hindurch in Italien an seinem Werke „Die Erscheinung des Messias, dem Volke“.

Die pontischen Sümpfe—In Italien, in der Umgebung von Rom.

Das riesige Kolosseum — Der ungeheuer große Zirkus im alten Rom für 80 000 Zuschauer.

Äskulap—Scherzhafte Bezeichnung für Ärzte.

„Josef deutet seinen Mitgefangenen die Träume“—Ein Gemälde, das vermutlich den legendären Bibelhelden Josef im Gefängnis darstellt, wie er den mit ihm gefangenen Hofleuten, dem Mundschenk und dem Speisemeister des ägyptischen Pharao ihre Träume deutet.

„Der Metaphysikus“ — Fabel von Iwan Iwanowitsch Chemnitzer, (1745—1784), in der die Liebhaber des Philosophierens verspottet werden, besonders jene, die immer und überall, auch dort zu disputieren beginnen, wo es notwendig wäre zu handeln.

Mickewicz, Adam, (1798 — 1855), berühmter polnischer Dichter.

Mort anno 18... (lateinisch): gestorben im Jahre 18...

Libelt Karl, (1807—1875), polnischer Philosoph und

Kunsttheoretiker. Seine Ästhetik las Schewtschenko in den letzten Jahren seiner Verbannung (siehe sein Tagebuch).

Eldorado — Märchenhaftes Goldland in spanischen Legenden; im übertragenen Sinne: Erdenparadies.

Lese ich in der „Ptschela“ — in der „Nördlichen Biene“, petersburger Tageszeitung, deren Redakteur der reaktionäre Journalist und Schriftsteller Faddej Bulgarin war.

Tyrannow, Alexej Wassiljewitsch, (1801—1859), Maler; ein Schüler Brülows. Wegen einer unglücklichen Liebe beging er Selbstmord.

Der alte Saturn — Die Zeit, (nach der Vorstellung der alten Griechen).

Madeira — Eine Insel der Kanarischen Inselgruppe im Atlantischen Ozean. Klimatische Station für Lungen- und Herzranke.

Eine Wohnung auf der siebenten Werst — Irrenhaus, (auf der siebenten Werst in Petersburg).

Ein Römer aus dem Bild Pinellis — Vermutlich Bartholomeo Pinelli, (1460—1530), italienischer Maler.

Der unvergeßliche Karl Pawlowitsch lag in Rom bereits im Sterben — Von der Insel Madeira reiste Brülow, nachdem er sich erholt hatte, nach Rom. Dort jedoch verschlimmerte sich sein Herzleiden, und am 12. November 1852 starb er.

Verantw. Redakteur—*I. Sternberg*
Tech. Redakteur—*G. Prizker*.
Korrektor — *E. Lawerentz*

Papier $72 \times 108 - \frac{1}{32}$ —58 *kg.* $5\frac{7}{8}$
Druckbogen. 8,85 Diskonto-Au-
torbogen 1850 + 150 Exempl.
Verlag № —185.

9. Poligr. Fabrik GUP und KP.
Kiew, Roter Platz, 2-a. Bestell.
№ 921. Bevollm. d. Glawlit
№ 1828. Zum Setz. überg.:
2/IV—1939. Zum Druck unterz.:
26/IV—1939.

